

**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch  
**Herausgeber:** Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde  
**Band:** 33 (1910)

**Artikel:** Erlebnisse und Beobachtungen am 6. September 1839  
**Autor:** Meyer-Ott, Wilhelm  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-985775>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

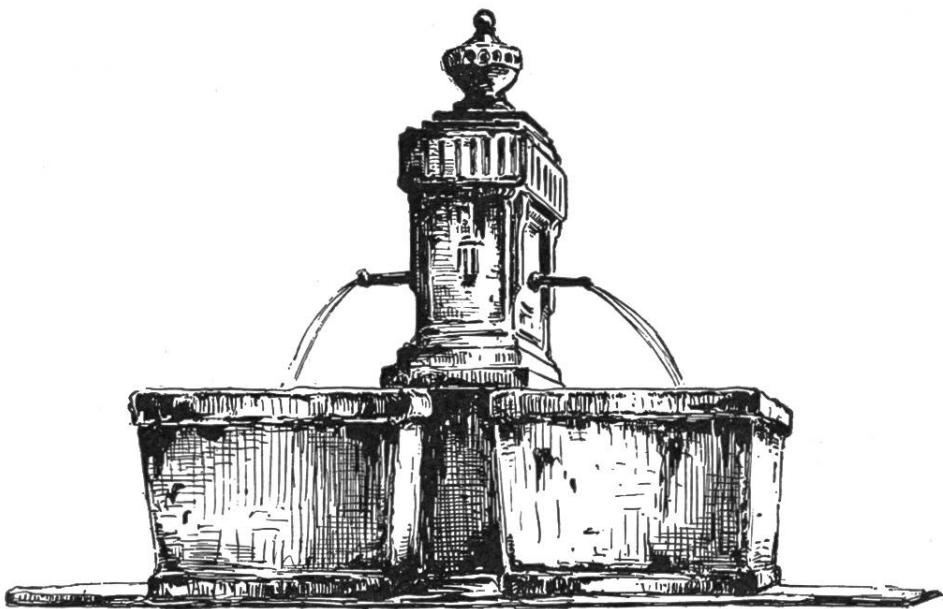
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 22.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



Der Florhöf-Brunnen.  
Nach einer Zeichnung von Sophie v. Wyß.

# Erlebnisse und Beobachtungen am 6. September 1839 von Wilhelm Meyer-Ott.

---

## Vorbemerkung.

Unter den hinterlassenen Papieren meines Vaters Wilhelm Meyer-Ott, geb. 23. August 1797, gest. 6. März 1877 (vergl. Zürcher Taschenbuch 1879, S. 86—140) befanden sich zwei Aufzeichnungen über den 6. September 1839, die ein lebendiges Bild jener Bewegung bieten und für die Persönlichkeit und die Darstellungsweise des Verfassers gleich charakteristisch sind. Die Redaktion des Taschenbuches, die vom Vorhandensein dieser Aufzeichnungen Kenntnis erhielt, wünschte schon vor Jahren, dieselben ihrem Leserkreise mitzuteilen; die Hinterlassenen konnten

sich aber dazu nicht verstehen, teils weil ihnen die Rücksicht auf noch lebende Verwandte der seinerzeit mithandelnden und in der Darstellung charakterisierten Personen die Veröffentlichung von Mitteilungen, die der Verfasser nicht zum Druck bestimmt hatte, als unzulässig erscheinen ließ, teils auch, weil die Aufzeichnungen in manchen Einzelheiten ein so subjektives Gepräge tragen, daß befürchtet wurde, sie könnten vielfach mißverstanden werden und zu schiefen Urteilen über den Verfasser selbst führen.

Nun sind aber seit den Ereignissen volle 70 Jahre verflossen. Die direkten Nachkommen der damals handelnden Personen sind zum größten Teil nicht mehr am Leben, die noch lebenden ins Greisenalter vorgerückt; die Enkel und alle übrigen Personen stehen den damaligen Tatsachen und Personen unbefangen gegenüber und können auch Stimmungen, die sie nicht teilen, oder die ihren eigenen geradezu entgegengesetzt sind, in ihrer Eigentümlichkeit würdigen, ja ihren Ausdruck gerade dann um so mehr schätzen, je unmittelbarer und ursprünglicher er sich ihnen darbietet. So stellten sich die Angehörigen die Frage, ob es nicht nunmehr am Platze sei, daß sie diese Aufzeichnungen von sich aus im Taschenbuche veröffentlichen und es nicht darauf ankommen lassen, ob und in welcher Gestalt dies etwa später geschehe. Nach sorgfältiger Prüfung sind wir dazu gelangt, dies zu bejahen. Wir legen daher nun diese Blätter vor und fügen ihnen nur folgende Bemerkungen bei:

1. Über den Verlauf der Tatsachen im allgemeinen bieten die Aufzeichnungen im wesentlichen nichts, was nicht schon in früheren Darstellungen enthalten wäre. (Wir nennen hiefür als uns gerade zu Gebote stehend: Vogel, *Memorabilia Tigurina*, Zürich 1841, S. 443—483 [wo auch die wichtigsten Aktenstücke abgedruckt sind]; Gelzer, *die Straußischen Verwürfnisse in Zürich, Hamburg und Gotha* 1843; *Lebenserinnerungen von L. Meyer von Knonau*, herausgegeben von G. Meyer von Knonau, Frauen-

feld 1883, S. 445—493; Zürcher Taschenbuch 1906, S. 78 bis 138, Aufzeichnungen von Oberstl. Friedr. Schultheß, mit Bericht von Oberst Sal. Hirzel; Zürcher Taschenbuch 1909, S. 185 ff., Die Zürcher Revolution 1839 in englischen Gesandtschaftsberichten.) Wohl aber sind eine Anzahl Einzelheiten hier mitgeteilt, die entweder schon bekanntes näher ausführen, oder, weil speziell persönliches betreffend, nur dem Verfasser bekannt waren.

2. Charakteristisch ist für die Aufzeichnungen das persönliche Gepräge. Einerseits gelangen die militärischen Gesichtspunkte zu starker Betonung; es erklärt sich dies ohne weiteres bei einem Manne, der in seiner militärischen Laufbahn bis zum Hauptmann vorgerückt, dann vorzeitig wegen beruflicher Verhältnisse aus dem Militärdienst ausgeschieden war, aber bis zu seinem Lebensende nicht nur das Kriegswesen studiert, sondern auch eine Reihe kriegsgeschichtlicher Schriften verfaßt hatte. Anderseits wird der Leser insbesondere die nachdrückliche Betonung des religiösen Elementes der Bewegung bemerken. Es wird noch heutzutage oft behauptet, letztere sei nur eine politische Reaktion gegen die Verfassung und Gesetzgebung von 1831 und 1832 gewesen. Daß diese mitwirkte, wird auch in unseren Berichten offen und bestimmt erklärt. Aber sie hätte nie einen so gewaltigen und plötzlichen Ausbruch gefunden, wenn nicht das religiössittliche Gefühl weiterer Kreise des Volkes durch Worte und Handlungen maßgebender Personen und durch Inhalt und Form öffentlicher Verhandlungen so vielfach und tief verletzt worden wäre. Die Andeutungen, welche hierüber in den Aufzeichnungen von F. Schultheß (Taschenbuch 1906 S. 82 und 83) und in den Berichten Moriers (Taschenbuch 1909 S. 190) sich vorfinden, wurden durch manche Einzelheiten, die mein Vater mündlich erzählte, bestätigt. Wir führen hier nur an, daß z. B. einmal im Großen Rat notorisch unsittliche Männer zur Wahl in den

Kirchenrat vorgeschlagen wurden, und daß es bei der herrschenden Partei zum guten Ton gehörte, über die Pfaffen zu spotten. W. Meher war nun religiös durchaus nicht einseitig, aber auch nicht gleichgültig, ein aufrichtiger Protestant, der die Frömmigkeit nach ihren Früchten beurteilte. So wurde er mit vielen andern zur Opposition gedrängt, die früher gleich ihm liberalen Anschauungen gehuldigt hatten (vgl. die Notiz auf S. 13 oben). Für ihn waren sittliche Grundsätze und sittliches Handeln die selbstverständliche Folge religiöser Überzeugung, und Leute, die frivol redeten und unsittlich handelten, galten ihm als Feinde, die zu bekämpfen Pflicht sei. Daß dies in seinen Aufzeichnungen öfters sehr deutlich (die „Guten“ und die „Schlechten“) zum Ausdruck kommt, ist bei der Schärfe der damaligen Gegensätze, die auch zur Zeit der Abfassung des zweiten Berichtes noch wenig gemildert waren, leicht zu verstehen. Bei der persönlichen Originalität Mehers mußten vollends seine Anschauungen, und damit sein Urteil und seine Darstellung den subjektiven Charakter annehmen, der aber gerade für den Leser der Zeitzeit diese Schriftstücke um so anziehender macht. Mit dem religiösen Charakter der Bewegung hängt es übrigens auch zusammen, daß ihre politischen Folgen so wenig nachhaltig waren, und so rascher Umschwung wieder eintrat, nachdem die am meisten Anstoß gebenden Personen aus den Behörden entfernt waren (vgl. Schultheß S. 127).

3. Die Mitteilungen meines Vaters über den 6. September liegen in zwei Aufzeichnungen vor. Die erste (I) trägt von seiner Hand die Bemerkung: „Niedergeschrieben um die Mitte Septembers 1839. Das Original war der Frau Josephine Scheffel gewidmet; diese Abschrift ist zum Teil die ihres Sohnes, des Dichters, dazwischen von ihrer eigenen Hand.“ Meine Mutter hatte vor ihrer Verheiratung bei einem längern Aufenthalt in Karlsruhe die ungefähr im gleichen Alter stehende Frau Major Scheffel

kennen gelernt. Ihre Freundschaft blieb die ganze Lebenszeit hindurch eine unverändert warme und herzliche und wurde durch Besuche und Korrespondenz stets neu belebt. Die hochbegabte und ungemein lebhafte und tieffühlende Frau Scheffel nahm nicht nur an den persönlichen Schicksalen der Familie Meier, sondern auch an den seit 1830 so heftigen politischen Kämpfen in Zürich und der Schweiz den lebhaftesten Anteil und ließ sich darüber gern vom Gatten ihrer Freundin berichten. So geschah es, daß W. Meier für sie eine Schilderung der Septemberereignisse verfaßte, und daß letztere in Gruppierung, Überschriften, Mottos eine gewisse Sorgfalt der Form zeigt, wie sie der Verfasser speziell für die Adressatin geben wollte. Letztere hatte, wie es scheint, an der Schrift eine solche Freude, daß sie das Original nicht mehr zurück sandte, sondern erst nach mehreren Jahren dem Verfasser eine Abschrift zustellte. Diese wurde größtenteils von ihrem Sohn angefertigt und umfaßt 21 eng geschriebene Seiten Großquart in deutlicher Schrift; 18 röhren vom Sohn, 3 von der Mutter her. An der Sorgfalt dieser Kopie ist nicht zu zweifeln; Unrichtigkeiten hätte der Verfasser jedenfalls korrigiert.

Die zweite Aufzeichnung (II) hat den Titel: „Darstellung meiner Erlebnisse und Beobachtungen am 6. September 1839. Niedergeschrieben im Jahr 1843“. Sie wurde vielleicht verfaßt, weil die erste längere Zeit nicht zurückkehrte, und gibt selbstverständlich im wesentlichen denselben Inhalt wie I, weicht aber im einzelnen vielfach von I ab. Immerhin konnte sich fragen, ob nicht, um für den Leser Wiederholungen zu vermeiden, nur I oder nur II dem Druck zu übergeben sei, oder ob eine Auswahl aus I und aus II getroffen werden, oder eine Verschmelzung stattfinden könne. Nach reiflicher Überlegung sind die Redaktion des Taschenbuches und der Unterzeichnete zu dem Schlusse gekommen, es sollen beide Darstellungen unverkürzt gegeben werden. Mancher Einzelzug erhält in I und II verschiedenes Colorit,

oder es werden Nebenumstände da mitgeteilt, dort übergegangen; zugleich aber wird aus den zwei Darstellungen desselben Ereignisses, deren eine unmittelbar nachher, die andere vier Jahre später geschrieben ist, die alte Erfahrung aufs neue bestätigt, daß nicht nur verschiedene Zeugen bei gleicher Wahrheitsliebe über den gleichen Vorgang ungleiches berichten können, sondern daß sogar derselbe Verfasser, an dessen gutem Gedächtnis und größter Gewissenhaftigkeit durchaus kein Zweifel besteht, bei wiederholter Erzählung der gleichen Tatsache unwillkürlich Abänderungen vornimmt, durch welche seine eigenen Darstellungen miteinander in Widerspruch geraten. Es ergibt sich daraus, wie es oft für den Historiker schwer, ja unmöglich wird, die Ereignisse und die Personen aus den ihm vorliegenden Quellen richtig und genau darzustellen.

F. Meyer-Burkhard, Dr. theol.

---

# I.

## Einleitung.

Die Bewegung der jüngsten Tage hat ohne Widerrede zwei Motive, das kirchliche und das politische. Wie das letztere sich konnte geltend machen, ist hie und da in den Zeitungen mit Sachkenntnis entwickelt, hingegen über die kirchliche Seite meines Wissens in keinem deutschen Blatte genügender Aufschluß erteilt worden. Und es ist sich darüber nicht zu wundern; gibt es ja in Zürich selbst der Leute genug, welche dieselbe zur Stunde noch misskennen und darum über manche Erscheinung der letzten Tage vor Erstaunen sich nicht zu fassen vermögen. Diese sehen das Ganze als ein gescheidt angelegtes Unternehmen an, um an die Stelle der bisherigen, durch ihr kostspieliges Regierungssystem dem Volke, den Aristokraten aber von Hause aus verhassten Regenten andere zu bringen. Daß aber, von dem Standpunkte solcher Überflügen aus angesehen, schon im Frühjahr dieses Unternehmens ganz fehlgeschlagen hatte, daß sie das Zentralkomitee mit mitleidigem Lächeln befristet und das Ganze eine verfehlte Spekulation geheißen, das haben die guten Leute vergessen, und daß es eines solidern Fundamentes bedurfte, um nach solcher kompletter Niederlage und nach Beseitigung des als Schlagwort hervorgestellten Strauß das vorgestecckte Ziel ein halbes Jahr später im vollen Maße zu erreichen, kommt ihnen gar nicht in den Sinn. Wer aber mit dem Charakter unseres Volkes vertraut war, wer mit ihm dachte und empfand, dem blieb die Zuversicht in das spätere Gelingen.

Das Volk des Kantons Zürich, welches mit Ausnahme zweier erst seit 1803 hinzugekommenen katholischen Grenzdörfer der reformierten Konfession zugetan ist, teilt sich wesentlich in die industrielle

und die ackerbautreibende Klasse, in Fabrikler und Bauern. Unter den ersten haben die Vornehmen den Städtern eine Gering- schätzung des Kirchenbesuchs und eine Bespöttelung der positiven Religion abgelernt, und einige ihrer Untergebenen (meistens eingefessene Fremde) machen es den Herren nach. Im Ganzen aber ist das zürcherische Volk religiös, und ein Dorfpfarrer muß unter der Mittelmäßigkeit sein, wenn seine Kirche am Sonntag nicht angefüllt ist. Wo vollends dieser ein Mann von Geist und Herz ist, da genießt er eines unbedingten Vertrauens.

Diesem, wie sie es nannte, verderblichen Einfluß der Geist- lichkeit entgegenzuwirken, war nun seit einigen Jahren das stete Bestreben der herrschenden radikalen Partei in der Regierung. Sie vertraute auf die ihr blindlings ergebenen zahlreichen Bezirks- und Gemeindebeamten, besonders aber auf den begünstigten Volkschullehrerstand. Die Kirche müsse durch die Schule aus- gefegt werden, wurde den jungen Leuten, die zwei Jahre im Seminar von allem ein wenig gelernt hatten, in die Ohren geschrien; und der zwanzigjährige Halbwisser glaubte sich berufen, Männer von klassischer Bildung und vieljährigen Leistungen aus dem Sattel zu heben. Das Volk aber betrachtete jene mit Un- willen und schloß sich je länger je mehr an seine Seelsorger an.

Da kam im Februar die Berufung des Strauß, die Organis- sation des Zentralkomitees, dessen Widerstand gegen die Regierung und die Petition der 40,000 Bürger, worin Unterordnung der Schule unter die Kirche gefordert wurde. Das Zentralkomitee wurde damals von entschlossenen Freunden gleichsam auf den Knien gebeten, Gewalt zu brauchen. Aber es blieb standhaft. Die von den Radikalen so oft verhöhnten Häupter desselben, Hürlimann-Landis, Dr. Rahn, Pfarrer Meier<sup>1)</sup> u. a. erklärten:

---

<sup>1)</sup> Die Anmerkungen des Verfassers werden jeweilen mit \* eingeschaltet, die des Herausgebers mit Ziffern. — Der hier erwähnte Pfarrer M. ist Pfarrer Maximilian Meier zu Glattfelden, \*1800. (\* = geb.)

„Ihr Freunde, wir wollen keine Revolution, wir werden auf gesetzlichem Wege verharren, und Gott wird uns helfen.“ — „Das ist ganz gut“, sagten wir Andere, „aber Ihr habt es mit schlechten Kerls zu tun, die Euch nur ausslachen. Laßt doch nur während des Großen Rats ein wenig unbewaffnetes Volk in die Stadt kommen; wir bitten Euch.“ — Da schrieb das Zentralkomitee an alle Gemeinden: „Wir erwarten von Euch, daß Ihr während des Großen Rats ruhig zu Hause bleibt und nicht nach Zürich kommt.“ Man gehorchte, aber Viele weinten vor Zorn. Der Große Rat trat zusammen und beschloß Straußens Entfernung; die Petition aber warf er gleichsam unter den Tisch, und einige Mitglieder ließen die empörendsten Äußerungen über Religion und Gottesdienst hören. Das Volk knirschte. Einige Männer des justen milieu intrigierten beim Komitee und versprachen bei den gleichzeitig eingetretenen Erneuerungswahlen von einem Drittel des Regierungsrats ihre Beihilfe zur Ausstößung einiger schlechten Subjekte. Diese dem Großen Rat zuständigen Wahlen wurden vorgenommen und jene schlechten Menschen alle mit großem Mehr wieder gewählt. Das war nach Ostern. Das Volk tobte; aber, hieß es, jetzt kommt die Feldarbeit. Nach dem Herbst wollen wir mit der Regierung abrechnen, nach dem Herbst!

### Die Volksversammlung.

Das Wort sie sollen lassen stahn,  
Und keinen Dank dazu haben.

Das Zentralkomitee hatte sich nun überzeugt, daß die Regierung, auf ihre Beamtenaristokratie gestützt, zu keinerlei Nachgiebigkeit zu bringen sei, und entwarf daher den Plan, in allen Gemeinden die Gutgesinnten zu einer engeren Verbindung zu organisieren, um bei allen Volkswahlen sich über die an

irgend eine Stelle zu wählenden Leute zu verständigen und so nach und nach auf eine allerdings Geduld und Ausdauer vor- aussehende Weise die Guten zur Herrschaft zu bringen.

Hinwider war der Regierung doch nicht ganz wohl zumute bei dem erlangten Siege. Ihre Blätter hörten nicht auf, das Komitee zu beschimpfen, und die Beamten bewachten mit Angstlichkeit jede seiner während des Sommers mit zunehmender Zurückhaltung getroffenen Maßnahmen. Die Regierung mochte Wind haben, daß ein paar ausgezeichnete Juristen mit dem Komitee in nähere Berührung getreten waren; und ebenso sehr mißfiel ihr, daß an des mit Tod abgegangenen sanften Eschers<sup>1)</sup> Stelle der als leidenschaftlicher Feind der Radikalen bekannte energische junge Spöndli<sup>2)</sup> das Aktuariat des Komitee übernommen hatte. Die bei der Tagssitzung anwesenden Gesandten der von der radikalen Partei beherrschten Kantone, hauptsächlich Baumgartner von St. Gallen und Kasimir Pfäfffer von Luzern, ermunterten die Regierung zu durchgreifenden Maßnahmen und machten ihr Vorwürfe über die im Frühjahr verratene Schwäche. Da erschien gleich einem Donnerschlag aus heiterem Himmel am 23. August ein Regierungsbefehl, wodurch den Gemeinden verboten wurde, aus Auftrag des Komitee, dessen Zwecke aufwieglerisch geheißen wurden, Versammlungen abzuhalten.

Hierauf allgemeine Bewegung im Lande. Das Komitee aber schrieb auf den 2. September eine Versammlung der Bezirks-Ausschüsse (etwa 300 Männer) nach Kloten aus, mit andern Worten eine Volksversammlung; denn wenn man in Zeiten von Gährung ein paar Hunderte speziell zusammenruft, so will man, daß fünfmal soviel Tausende erscheinen sollen.

Nun große Tätigkeit von Seite der Regierung und der radikalen Klubs. Erstere ließ die gedruckten Sendschreiben des

<sup>1)</sup> Ludwig Heinrich Escher, stud. jur., \* 1814, † 15. April 1839.

<sup>2)</sup> Heinrich Spöndli, nachmals Kantonsfürsprech, \* 1812.

Komitee in der Druckerei wegnehmen und überwies vier als engerer Ausschuß konstituierte Mitglieder dem Kriminalgericht zur Bestrafung. Auch berief sie auf den 1. September ein Bataillon ein. Die radikalen Klubs beschlossen, in Masse an der Volksversammlung teilzunehmen, womöglich für einen Gegenantrag ein Mehr zu erzielen, und wenn dies nicht gelänge, Händel zu provozieren, damit polizeilich eingeschritten werden könne. Auf unserer Seite hingegen zeigte sich einige Entmutigung. Es ist ein gefehlerter Handel, sagten die Staatsklugen; das Zentralkomitee ist ein miserables Ding; bald fängt einem an davor zu ekeln. Hätte man nur im Frühjahr gehandelt! usw. Der Stadtrat in Zürich protestierte inzwischen kräftig gegen den Regierungsbefehl, den man nicht verstehen könne. Aufträge des Komitee habe die Stadt nie angenommen, aber wenn ein Bürger irgend einen Gegenstand, auch wenn er von dem Komitee herkäme, der Gemeinde vorlegen wolle, so werde man ihm dies, wie zuvor, gestatten müssen. Auch andere Gemeinden protestierten, und am 31. August erschien von Seite der Regierung eine mildere Proklamation, immerhin zweideutig genug, um daraus zu ersehen, daß von unserer Seite mit Kraft gehandelt werden müsse.

Vom Lande her vernahm man keinen Laut, ob viele, ob wenige nach Kloten ziehen würden. Alles still. Der Statthalter (Vollziehungsbeamte) des Bezirks Pfäffikon<sup>1)</sup>, früher ein gepriesener Volksmann, schrieb an die Regierung, aus seinem Bezirk werde niemand teilnehmen, das Zentralkomitee habe dort alle Achtung verloren. Zudem stellte sich schlechte Witterung ein. Am Sonntag früh sagte ich einem Freunde zu, ihn im Wagen nach Kloten zu begleiten. Dasselben Tags wird mir erzählt: „Im Land hinten rüsten sie die Wagen und nehmen die Fahnen hervor.“ „Wer? Die Unfrigen oder die Radikalen?“ Die Antwort wußte

---

<sup>1)</sup> Heinrich Guher von Bauma.

man mir nicht zu geben. Eine Anzahl Stadtbürger aber versammelte sich noch am Sonntag Mittag und beschloß mit einer Fahne zu Fuß nach Kloten zu ziehen. Die ganze Nacht hindurch regnete es in Strömen, und am Montag (2. September) früh war der Himmel grau wie ein Sack. Um 9 Uhr sollte das Volk versammelt sein.

Früh um 5 Uhr trete ich ans Fenster und sehe nichts als Regen. Da tönt es in der Straße leise: „Tratsch, tratsch, tratsch“, und ein Zug von zwölf ehrbar gekleideten Männern schreitet unter Regenschirmen einher. „Hurrah,“ dachte ich, „das kommt gut.“ Eine Weile später, tratsch, tratsch: wieder so ein Trüppchen. Jetzt ist gut Wetter im Land, wiederholte ich, und die Regierung wird das Arrestieren bleiben lassen.

Da sitzen wir nun, fünf Freunde, um 7 Uhr im bequemen Wagen und fahren zur Stadt hinaus. Außerhalb der Stadt sehen wir viele einzelne Wanderer dieselbe Straße ziehen. Eine Viertelstunde weiter, wo man eine lange Strecke Weges vor sich sieht, ist alles bunt von Regenschirmen. Da erkenne ich den alten Pfarrer von Knonau<sup>1)</sup> mit einem Trupp. „Vortrefflich,“ sagten wir; „wenn die Freiämter (so heißen die Leute jenseits des Albis) kommen, die man hier sonst für die Gleichgültigsten hält, so ist die Sache auf gutem Wege.“ Dann aber, je näher wir gegen Kloten kamen, desto ununterbrochener die Züge der Wanderer. Gar niedlich sahen die langen Reihen der bunten Schirme aus, wo sie über die Wiesen und durch die Hölzer zogen. Alle Gesichter heiter und fröhlich. Jetzt sind wir in Kloten. Ein ganzer Park von Chaisen ist aufgefahren, seitwärts an der Straße, diese gedrängt voll Menschen. Die Wirtshäuser gestopft voll, alle Fenster der Bauernhäuser mit Köpfen dicht besetzt. Wir gehen hinauf in den Saal des Wirtshauses zum Löwen.

---

1) Rudolf von Birch, \* 1773.

Da sind unsere wackern Fußgänger aus Zürich neben vielen Landleuten schon beim Frühstück und alles gemischt, Herr und Bauer, Fabrikant und Handwerker, Aristokraten und Liberale. Manche, die sich seit 1830 nie mehr begrüßt, schütteln sich herzlich die Hand. Von den Feinden sieht man nur selten einen über die Straße schleichen. Sie haben sich im nahen Bassersdorf versammelt, sind gar nicht zahlreich gewesen und auseinander gegangen. Aus dem Bezirk Pfäffikon sind mehr als tausend Freunde da, aus der acht Stunden entfernten Gemeinde Wald hundert Männer, alle in ihren Sonntagskleidern. Wir bezeugten ihnen unsere Teilnahme wegen des schlechten Wetters. „Ihr Herren,“ war die Antwort, „bei gutem Wetter hätten wir nicht kommen können, wegen der Feldarbeit. Der Regen aber macht uns nichts.“

Das Zentralkomitee war schon Tags zuvor eingetroffen und hatte die Nacht hindurch eifrig gearbeitet. Aufen am Dorfe, auf der Seite gegen Bülach, ist der Gasthof zum wilden Mann, wo sich zwei Chausseen kreuzen, folglich ein geeigneter Punkt zum Volke zu sprechen. Dort war der stärkste Volks- haufe beisammen. Als ich mich demselben näherte, traf ich gleich auf eine Masse blässer, zum Teil wirklich feiner, zum Teil schweren Kummer ausdrückender Gesichter. „Da sollte ich Bekannte finden, sagte ich zu ihnen, Ihr seid aus der hintern Gegend (so nennt man die Bezirke Pfäffikon und Hinwil), und wohl mag mich der eine oder andere vom Bataillon Usteri her erkennen?“ „Ja freilich, Herr Hauptmann“, antwortete einer und lüpfte ein wenig die Mütze. „Wie geht's?“ fuhr ich fort, „jetzt habt Ihr wohl gleich mir im eigenen Hause Rekruten zu exerzieren. Die geben oft mehr Arbeit als die großen, und um dieser kleinen Mannschaft willen, denke ich, sind wir wohl beide hier.“ „Ja wohl, Herr Hauptmann, und will's Gott, werden wir etwas ausrichten.“ Solche und ähnliche Gespräche wurden

plötzlich durch viele Stimmen unterbrochen: „Der Herr Präsident, seht ihn dort!“, und auf dem Balkon des Gasthofes erschien Hürlimann-Landis mit einigen Begleitern, alle in schwarzer Kleidung.

Jakob Hürlimann von Richterswil, geb. 1796, Sohn eines rechtschaffenen und tätigen Fabrikanten war im Jahr 1804 mein Schulkamerad in der Elementarschule und schon damals wegen seiner Offenheit und Freundlichkeit bei seinen Genossen wohl gelitten. Wenige Jahre später mußte er schon seine Zeit zwischen der Schule und dem Comptoir teilen und wurde der ersten ziemlich früh ganz entzogen. Französisch und Italienisch lernte er in einem Privatinstitut, und die schönen Kenntnisse, die er daneben besitzt, hat er alle sich selbst zu danken. Der Abgang an klassischer Bildung tritt in seinen öffentlichen Reden hie und da an Tag. Zu häufige Anwendung fremder Wörter, geschraubte und schwülstige Phrasen, auch Kaufmännische Barbarismen sind darin nicht selten; aber im mündlichen Vortrag verdeckt dessen Lebhaftigkeit zum Teil diese Mängel dem Zuhörer. Hürlimanns politische Grundsätze sind rein demokratisch. Er will in unserm Freistaat keine Privilegien, er huldigt unbedingter Freiheit, aber er ist ein echt religiöser und sittlicher Mann. Vor einigen Jahren Mitglied des Großen Rates, hatte er wegen seines schwachen Gehörs die Stelle aufgegeben und sich ausschließlich seinen Geschäften als Gerant eines der ersten Etablissements unseres Kantons und der Teilnahme an gemeinnützigen Unternehmungen gewidmet, als ihn, den sehr reichen und friedlich gesinnten Mann, die Straußische Sache plötzlich an die Spitze des bewegten Volkes rief. Er ist von mittlerer Statur, mager, blassem Gesicht, schwarzen, glatten Haaren, und um seinen Mund spielt ein leichtes Lächeln. Bei seinen tausend Fabrikarbeitern, bei allen Gemeindegliedern steht er seit langem in hoher Achtung, und diese hat sich nun bei dem ganzen zürcherischen Volke in

solchem Maße gesteigert, daß schon hie und da einer zu verstehen gegeben hat, der Mann sei von Gott zum Propheten auserwählt. Er selbst, obßchon von Schwärmerei durchaus entfernt, erkennt den göttlichen Ruf in der ihm plötzlich ohne sein Zutun eröffneten Wirksamkeit und folgt demselben mit einer Hingebung und Seelenruhe, die allen, welche ihn in kritischen Momenten beobachteten konnten, warme Anhänglichkeit und unbedingtes Zutrauen einflößt.

„Heil Dir, Du christliches Volk des Kantons Zürich.“ so begann sein Gruß. „Du hast empfunden den Ernst des Augenblickes und bist herbeigeeilt aus allen Gauen Deines Vaterlandes zum Schutze Deiner heiligen Religion.“ Diesen und mehrern Worten herzlicher Begrüßung und Ermunterung schloß er eine historische Skizze der Bestrebungen des Zentralkomitee seit dessen Entstehung an, erinnerte, mit welchem Eifer das Volk Straußens Entfernung und Garantien, daß kein zweiter Strauß wiederkehre, verlangt habe; wie die Regierung, wiewohl mit Widerwillen, dem ersten Punkt entsprochen, allen übrigen Wünschen des Volkes aber ihr Herz verschlossen habe, daß allen Vorstellungen unzugänglich und verstockt geblieben sei „wie das Herz des Pharaos“. Da habe das Zentralkomitee beschlossen, nicht zu wanken, sondern auf gesetzlichem Wege fortzufahren in seinen Bemühungen. Jetzt aber, da diesem von Seiten der Regierung Verfolgung drohe, trete es zum erstenmal vor das versammelte Volk, nicht um zu vernehmen, ob dies des Komitees Benehmen gutheiße, davon seien die Männer des Komitees ohnehin überzeugt, sondern damit der Regierung über die Gesinnung des Volkes kein Zweifel übrig bleibe. Wenn man also die Schritte des Komitees gutheiße und auf der angetretenen Bahn weiter vorwärts gehen wolle, „so sprechet ja!“ Ein allgemeiner Jubelruf war die Antwort. So werde man nun, fuhr der Redner fort, zu den Geschäften schreiten. Ein Zeichen der Glocke solle die Mitglieder der Be-

zirksausschüsse nach der Kirche berufen. Den Zug werde man erkennen an der vaterländischen Fahne, die ihm vorgetragen werde. „Macht ihm freundlich Platz und drängt nicht nach, drückt nicht, damit Ordnung bleibe.“ Die von den Ausschüssen nicht besetzten Plätze seien für das Volk. Da aber nur der kleinere Teil in der Kirche Platz finde, so müssen sich die übrigen im Freien gedulden. Von Zeit zu Zeit aber werde von dieser Stelle (dem Balkon) das Volk durch Redner über alle in der Kirche vorgegangenen Verhandlungen und Beschlüsse unterrichtet werden.

Während dieser Rede hatte der Regen auch nicht eine Minute innegehalten, und doch durfte kein Schirm aufgespannt sein, um die Blicke nach dem Redner hin und auch den Schall seiner Stimme nicht zu hemmen. Dennoch wich von der ganzen Masse kein Mann, und mancher greise Schädel blieb die ganze Zeit über völlig entblößt. Bald darauf erfolgte der Zug nach der Kirche. Ich blieb draußen beim Volke und benutzte die eintretende Pause, um einen Freund zu besuchen. Inzwischen kam von Zürich der Bericht, es habe sich ein Teil des einberufenen Bataillons geweigert, Munition zu fassen, da es nicht gesinnt sei, sich wider seine Väter und Brüder gebrauchen zu lassen. Der Eindruck, den diese Botschaft machte, lässt sich denken. Sie erfreute um so mehr, als der unter unsfern Auszügerbataillons bestehende Bereitschaftstour nicht berücksichtigt und dieses Bataillon vorzugsweise einberufen worden war, weil dessen Bezirk für straßisch gesinnt galt. Gerade dieser Umstand machte aber die Mannschaft höchst unwillig. Man hielt sie den ganzen Tag in der Kaserne konsigniert, mit Ausnahme einer Kompanie, die bei dem eben durchreisenden Großherzog von Baden die Ehrenwache versehen sollte. Dieser Fürst hielt sich jedoch nicht auf, sondern reiste, wenn ich nicht irre, über Basel nach Hause. Auch in Aarau passierten mehrere vornehme Herrschaften durch. Sie stützen

beim Anblick der gewaltigen Masse, aber ruhig öffnete sich ihren Wagen die Gasse durch das Volk, und freundlich grüßend führten sie hindurch. Einer aber, wie es schien, ein Britte, hielt an, stieg aus und wohnte bis ans Ende der Versammlung bei.

Zwei Stunden mochten seit dem Zuge zur Kirche verstrichen ein, und immer hatte das Volk geduldig im ununterbrochenen Regen ausgeharret, als endlich der Jubelruf erschallte: „Sie kommen, sie kommen!“ Da trat auf den Balkon der große Bindschädler von Männedorf, ein stattlicher, blonder Herr, schwach im Reden aber entschlossen im Handeln (wie er seither bewiesen hat), und mit gewaltiger Stimme rief er: „Auch mir ist es vergönnt, im Namen unseres Erlösers Dich zu begrüßen, geliebtes Volk! Lange hast Du hier ausgeharrt; aber so Gott will, nicht umsonst. Hier bringe ich Dir etwas (indem er einen Bogen Papier hoch empor hielt) das Dich freuen soll. Du wirst vernehmen, daß dort im Tempel des Herrn gearbeitet worden ist. Einen großen Schritt sind wir vorwärts gegangen, liebe Freunde, wie Ihr sogleich hören werdet.“ Er schloß mit einem Segenswunsch und überreichte das Papier dem an seiner Seite stehenden Pfarrer Bernhard Hirzel von Pfäffikon, einem feurigen jungen Mann, der sich als Orientalist einen literarischen Ruf erworben hat. Dieser verlas nun die von Hürlimann in der Kirche an die Ausschüsse gehaltene Anrede, worin die Anträge des Zentral-Komitees vorgetragen und entwickelt sind. Sie ist seitdem gedruckt worden, enthält einige sehr schöne Gedanken, verbreitet sich aber dann zunächst über unsere Lokalangelegenheiten in kirchlichen und Schulsachen.

Indes das Volk abermals im stärksten Regen diesen ziemlich langen Vortrag und einige kräftige Zusätze Bernhard Hirzels in tiefer Stille anhörte, wurden in der Kirche die entscheidenden Beschlüsse gefasst. Vorerst wurde eine nachdrückliche Adresse an die Regierung gutgeheißen, wodurch die Bezirksausschüsse im

Namen der 40,000 christlich gesinnten Bürger verlangen, daß die wider das Zentralkomitee ausgesprochene Anschuldigung der Aufwiegelei widerrufen und die Beamten, welche gegen dasselbe eingeschritten waren, zur Rechenschaft gezogen werden sollen. Unverzüglich wurden 22 Deputierte (zwei aus jedem Bezirk) erwählt, um mit dieser Adresse in der nämlichen Stunde nach Zürich zu reisen und sie der Regierung einzugeben. Diese Wahl fiel auf allgemein geachtete und angesehene Männer, denen einige der vorhandenen Wagen zur Verfügung gestellt wurden, worin sie alsbald abreisten. Ein zweiter Beschuß betraf eine festere Organisation der Gesellschaft in den Gemeinden, um namentlich bei den Wahlen das Übergewicht über die feindlich Gesinnten zu erhalten. Der dritte Beratungsgegenstand war eine an den Grossen Rat zu richtende Petition, wodurch die im Frühjahr von ihm abgewiesenen Wünsche aufs neue vorgebracht werden sollten. Da geschah es dann, daß Herr Leonhard von Muralt, ein von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogener, aber für wohltätige Zwecke immer eifriger Mann, das Begehrten stellte, von dem Grossen Rat eine kategorische Erläuterung des § 4 der Staatsverfassung zu verlangen, der als Landesreligion die christliche nach dem evangelisch-reformierten Lehrbegriff bezeichnet. Es sei Zeit, meinte der Redner, daß einmal deutlich ausgesprochen werde, welches das Fundament dieses Lehrbegriffes sein solle, und er finde dasselbe ausschließlich in den heiligen Schriften des alten und neuen Testamentes nach ihrem vollständigen und unverfälschten Inhalt, ohne Mehrung noch Minderung. Ein donnernder Beifall folgte diesen Worten von Seite der sonst die ganze Zeit hindurch in würdevoller Stille verbliebenen Versammlung und legte zum Erstaunen manches bloß politischen Parteimanns die Lebendigkeit des kirchlichen Motivs in dieser Volksbewegung zutage.

Die Mitteilung dieser Petition an das draußen auf dem Platze harrende Volk folgte unmittelbar nach. Zwei ausgezeichnete

Volksredner, Pfarrer Maximilian Meier in Glattfelden und Dr. Rahn-Escher, traten nacheinander auf und erzeugten jene hehre Begeisterung, die sich nicht in Ausrufen und Händeklatsch, sondern in der stillen Rührung jedes einzelnen kundgibt. Meier erklärte die Petition in der schmucklosen ruhigen Rede eines treuen Freundes zum Freunde. „Das Wort Gottes, klar und einfach, wie wir es von unsren Vätern empfangen haben, wollen wir auch unsren Kindern und Enkeln überliefern.“ Während er sprach, begann der Himmel sich aufzuklären, und sein freundliches Blau, das nach und nach über den größern Teil des Horizontes sichtbar wurde, schien das gesegnete Ende unserer mit Gott begonnenen Unternehmung anzudeuten. Dann trat Dr. Rahn auf, warf einen Rückblick auf die Verhandlungen des Tages und dankte dem Volke für seine Treue und Ausdauer. „Dich segnen alle Christen im engern und weitern Vaterlande. Deiner gedachten im Gebet die Gläubigen der entfernten Länder. Auf „Dich sehen aus dem Aufenthalte der Seligen herab die Dir vorangegangenen Väter, Deine Eltern, die bei der heiligen Taufe das hier von Dir erneuerte Gelübde der Treue gegen Deinen Gott und Deinen Erlöser in Deinem Namen abgelegt; „sie sagen: „Herr dort stehn sie, die Du uns anvertraut hast.“ „Dich segnen Zwingli und die Helden, welche für die reine evangelische Lehre ihr Blut freudig geopfert haben.“ Auch der Brüder der andern Konfession im Vaterlande und ihrer christlichen Teilnahme wurde gedacht. Während dieses Vortrages entblößten sich alle Häupter. Hunderte suchten ihre Tränen zu verbergen, indem sie den Hut oder die Mütze vor das Gesicht hielten. Einzelne Greise hörte ich rufen: „Ja, so ist es, es ist alles wahr, Gott sei mit Euch, Gott segne Euch, Ihr lieben Herren!“ Zuletzt erschien auch Hürlimann, dankte mit herzlichen Worten, ermahnte zu ruhigem Benehmen während der Heimkehr, verabschiedete und segnete das Volk.

Als Hürlimann geendet hatte, lösten sich die gewaltigen Knäuel auf, und nach allen Seiten hin traten die Scharen den Rückweg an. Es war ungefähr 2 Uhr. Freundliche Witterung begünstigte denselben, und ein glänzender Sonnenuntergang beleuchtete den Einzug Bieler in die heimischen Dörfer.

In Kloten weilten noch die Mitglieder des Zentralkomitee, um die Rückkehr der Deputierten abzuwarten. Andere Freunde setzten sich zu Tische, um sich ein wenig zu erfrischen. Doch waren im ganzen Dorf kaum noch ein paar hundert Männer beisammen. Auch unser Kutscher war schon befehligt, einzuspannen. Da kommt von Zürich her Oberstleutnant Bürkli,<sup>1)</sup> welcher der Versammlung ebenfalls beigewohnt hatte, in gestrecktem Galopp zurückgefahren, springt aus dem Wagen und bringt die Botschaft, unsere 22 Deputierten seien sämtlich arretiert. Sein Gewährsmann war der Kassier des Bankierhauses Schultheß, dessen einer Chef noch in Kloten zu Tische saß, der andere bei der Deputation sich befand. Bürkli hatte den Kassier auf dem Wege getroffen, den atemlosen Mann zu sich in den Wagen genommen, rasch umgewendet und allen Volkshäusen, die ihm noch begegneten, vorläufige Kunde von diesem „Gerüchte“ gegeben.

Nun entstand ein gewaltiger Tumult unter den noch Anwesenden. Einige erblassten, andere jubelten: „Hurrah! jetzt geht's los, jetzt soll sich's zeigen, ob noch Schweizerblut in unsern Adern fließt.“ Wieder andere riefen: „Gilt zur Kirche und zieht die Glocken an!“ — Da erschien Hürlimann. Seine ersten Worte waren: „Das ist nicht möglich, es kann nicht Gottes Wille sein.“ Sogleich aber fragte er ruhig: „Wo ist der Mann, der die Nachricht brachte?“

Der arme Kassier trat nun hervor und erzählte, von schwerem Keuchen unterbrochen, gleich nach Ankunft der Deputierten, die

<sup>1)</sup> Georg Bürkli, Erbauer des hintern Tiesenhoes, an dessen Stelle heute die Eidg. Bank steht, \*1793.

im Kasino abgestiegen waren, sei eine Anzahl Landjäger (Gendarmen) in die Wohnung des Bürgermeisters beschieden worden, und auf dem Wege dahin habe einer derselben dem Bruder<sup>1)</sup> des Dr. Rahn-Escher die Worte in die Ohren geraunt: „Jetzt geht's ans Arrestieren.“ Von diesem Bruder Dr. Rahns habe er selbst diese Nachricht. (Man muß wissen, daß das ganze Landjägerkorps bis zum letzten Mann der guten Sache schon seit dem Frühjahr ergeben war.) „Dass also unsere Deputierten wirklich arretiert sind, wissen wir noch nicht,“ sprach Hürlimann, „aber einen kleinen Augenblick Geduld; wir werden bald im Klaren sein.“ — „Aber,“ fragte jemand, „gesetzt den Fall, man habe sie arretiert, dürfen wir dann läuten?“ — „Dann“, antwortete er ruhig, „wird Sturm geläutet, jeder ergreift die erste beste Waffe, und Jung und Alt marschiert nach Zürich.“ Nun wurden bei offenen Türen aufs ungenierteste die zu ergreifenden Maßregeln verhandelt, es wurde laut ausgesprochen, daß die Regierung auch ohnehin abgesetzt sein müsse, auch daß man auf die erste Nachricht von Truppenaufgeboten aus andern Kantonen den Sturm wolle ergehen lassen usw. Ein Landmann äußerte: „Meine Herren, ich hege das Vertrauen zu Zürichs Bürgerschaft, daß, wenn im Moment der Abreise dieses Boten unsere Deputierten festgenommen waren, sie in diesem Augenblick schon befreit sind.“ — Dieses schöne Vertrauen war nicht unverdient. Auf die erste Sage hin hatte der kräftige Stadtrat Ghisi<sup>2)</sup> schon zu allen Glocken Leute beordert, und es bedurfte nur eines Winkes, so intonierte das Große Münster den Sturm.

Aber siehe! Da kommen unsere Deputierten wohlbehalten zurück. Der Bürgermeister Hefz hatte sie freundlich empfangen und seine Verwendung für Erfüllung ihrer Wünsche zugesagt.

---

<sup>1)</sup> David Rahn, nachmals Bezirksgerichtspräsident, \*1811.

<sup>2)</sup> Der nachmalige einflußreiche Stadtschreiber, \*1803.

Unmittelbar darauf ließ er den Regierungsrat zusammenrufen; denn eben zu diesem Behufe hatte er jene Landjäger zu sich bestellt.

Nun trennten sich alle Freunde in Kloten und reisten nach Hause. Diejenigen Züge, welche zu Fuß durch Zürich kamen, zogen schön geordnet und vaterländische Lieder singend durch die Stadt. Ein ansehnlicher Trupp von ein paar hundert Mann verfügte sich noch zum Kasino, um denjenigen der 22 Deputierten, welche nicht mehr nach Kloten zurückgekehrt, sondern gleich zu Hause geblieben waren, ihre Unabhängigkeit zu bezeugen, und viel Volk aus der Stadt strömte ihnen nach. Escher-Schultheß<sup>1)</sup> dankte ihnen und beruhigte sie, worauf sie friedlich nach Hause gingen.

In der Stadt war ein gewaltiges Treiben den ganzen Tag hindurch. Es wurde wenig gearbeitet und viel nach Neuigkeiten gefragt. Die Truppen blieben in der Kaserne konsigniert.

Die Stadt Winterthur hatte mit scheelen Augen der Sache zugesehen. Auch dort war mancher redliche Mann uns zugetan; aber eine radikale Mehrheit schüchterte die Guten ein. Es wurde ausgestreut, daß Volk des Bezirkes Hinwil wolle die Stadt Winterthur anzünden, und die Bürger wurden bewogen, sich im Stillen zu bewaffnen. Den in Kloten anwesenden Männern von Hinwil kam dieses zu Ohren. „Wir wollen den Winterthurer zeigen,“ sagten sie, „daß wir keine Mordbrenner sind“, und so nahmen sie den Rückweg durch das seitwärts gelegene Winterthur und zogen Psalmen singend durch dessen Straßen der Heimat zu.

Abends spät vernahm man in Zürich, der Regierungsrat habe beschlossen, den in der Adresse gestellten Forderungen nicht zu entsprechen, dagegen auf Montag den 9. September den Großen Rat einzuberufen.

---

<sup>1)</sup> Heinrich E., alt Oberamtmann von Wädenswil, \*1777.

### Die Gährung.

Es ist ein Rennen, ein Zusammenlaufen  
Bei allen Bürgern, niemand weiß die Ursach.

Jedem, der in Kloten gewesen war, überhaupt jedem denkenden Mann war es klar, daß die Regierung sich nicht mehr werde halten können. Man durfte annehmen, daß die Männer von Kloten zu Hause durch ihre Erzählungen die Gemüter aufs äußerste aufregen würden und daß der ersten drohenden Bewegung von Seiten der Regierung ein gewaltsamer Ausbruch unmittelbar nachfolgen müsse. Die Mehrheit des Regierungsrats sah das Schwierige seiner Stellung wohl ein und trachtete einzig, die Ruhe des Landes bis zum Zusammentritt des Großen Rates zu erhalten; eine Minderheit hingegen wollte zur Behauptung ihrer Regentenstühle das Äußerste wagen und die Hilfe des sogenannten Siebnerkonfordes in Anspruch nehmen. Die Gesandten der in demselben begriffenen Stände (Bern, Luzern, Solothurn, St. Gallen, Aargau, Thurgau und Basellandschaft) hielten häufige Konferenzen und anerboten der Regierung ihre Vermittlung oder bewaffnetes Einschreiten; allein die gedachte Majorität lehnte es ab. Sie wollte dem Volk eine friedliche Gesinnung zeigen und entließ aus diesem Grunde schon am Dienstag den 3. September das einberufene Bataillon. Dessenungeachtet wurde auf unserer Seite jede Bewegung der Gegner mit dem größten Misstrauen beobachtet und auf alle möglichen Fälle Bedacht genommen. Es wurde von unsfern obersten Leitern abgeredet, am 9. September im Großen Rat auf die Auflösung dieser Behörde anzutragen (mit andern Worten eine Revolution zu machen). Man sah sich nach den Männern um, welche die provisorische Regierung bilden sollten, erforschte die Gesinnung der Gesandten der uns geneigten Kantone, wobei die treuen, alten Eidgenossen der drei Urstände (Uri, Schwyz und Unter-

walden) die besten Zusicherungen gaben, und dachte überhaupt auf Mittel, den Übergang in eine andere Ordnung mit möglichstem diplomatischem Anstand zu bewerkstelligen. Indes aber in den höhern Regionen mit dieser Zartheit verhandelt ward, ging man in den untern etwas handgreiflicher zu Werke. Den Gemeinden wurde vom Ausschuß des Komitees zugeschrieben, wie die Regierung nicht entsprochen habe, daher möge man wachsam sein; privatim wurde hinzugefügt, daß auf den Großen Rat möglichst viel Volk in die Stadt kommen solle, um jenem zu imponieren. Auf offener Straße verhieß man sich, wenn der Große Rat nicht nachgebe, ihn diesmal mit dem Stocke auszainanderzujagen. Am Dienstag reichte jemand dem Ausschuß des Komitees einen Entwurf zur Organisation eines Landsturmes ein, für den Fall, daß von der Regierung Gewalt gebraucht würde, und den Freunden am See wurde über die Notwendigkeit militärischer Vorbereitungen geschrieben. In Zürich waren die Bürger in gespannter Erwartung: „Geht's bald los?“ — „Laßt Euch nicht überraschen. — Schmiedet das Eisen, während es warm ist“ und dergleichen. Doch neigte sich in der Stadt die große Mehrheit zu der Ansicht hin, daß wir nicht die erste Glocke ziehen dürfen.

Die Lage der Stadt war nämlich sehr delikat. Tat sie den ersten Schritt zur Revolution, so hieß es vielleicht: „Sehet, die Aristokraten sind an der ganzen Geschichte schuld; es handelt sich nur um Herstellung städtischer Privilegien und um Unterdrückung der Landschaft.“ Blieb aber Zürich ruhig, so war zu besorgen, daß isolierte Ausbrüche erfolgen und aus Mangel eines leitenden Mittelpunktes fehlschlagen könnten, oder daß es heiße: „Sie wollen nur ernten und andere säen lassen. Das Leben der Bauern achten sie nichts und sorgen nur für die eigene Haut.“ Es bedurfte daher eines ruhigen und entschlossenen Führers, um die Kraft zurückzuhalten und erst im günstigen Moment losbrechen zu lassen; und diesen Führer besaßen wir

auch an dem Präsidenten des Stadtrates, Oberstleutnant Eduard Ziegler. Denn als am Donnerstag (5. September) jemandem von Seite eines Regierungsgliedes die, wie sich später zeigte, voreilige Kunde von der Existenz eines radikalen Komplottes zufam, mit dem ausdrücklichen Anhang, es habe dasselbe einen Rückhalt in einem Aufgebot von vierzigtausend Mann aus Bern und den andern Konföderationskantonen und „wenn Ihr nicht unverzüglich loschlägt, so geht es Euch in sechs Stunden an den Kragen“, so wurde Ziegler unverzüglich ersucht Sturm läuten zu lassen. Darauf gab er gelassen zur Antwort, seine Pflicht sei, Ruhe und Ordnung zu erhalten, solange von Seite der Regierung keine Gewalt wider uns angewendet werde; und was die Truppen aus andern Kantonen anbetreffe, so sei es früh genug, auf Maßregeln wider dieselben zu denken, wenn man bestimmt wisse, daß dergleichen wirklich aufgeboten seien; aber auf so vage Nachrichten hin, wie die gegenwärtige, müsse man sich nicht zu übereilten Schritten hinreißen lassen.

Unterdessen machte jenes Gerücht die Reise durch die Stadt mit dem Zusätze, in einer halben Stunde ergehe der Sturm, und jetzt schon zeigte sich, wie gut die Bürger dachten, denn die meisten waren voll Freude und harrten mit Sehnsucht des ersten Glockenschlags; auch die wenigen Landleute, die in der Nähe waren, entbrannten sogleich, und es wurde von Vielen Pulver und Blei gekauft. Noch im Vormittag beeilte sich die Polizei, dem Publikum die Grundlosigkeit des Gerüchts und die friedliche Stimmung der Regierung zu versichern. Aber schon hatte Dr. Rahn dem Pfarrer B. Hirzel in Pfäffikon diese Nachricht mit der Mahnung mitgeteilt, den Landsturm vorzubereiten, und da Hirzel gleichzeitig von Hinwil und Winterthur ähnliches berichtet wurde, so dachte er, es sei die Zeit zum raschen Handeln gekommen. Abends 7 Uhr wurde in Pfäffikon Sturm geläutet, und alle Glocken der Nachbargemeinden folgten nach.

### Die Bürgergarde.

Da langt der Mann das Schwert hervor  
Aus Friedens Hut,  
Prüfts mit dem Finger auch zuvor;  
Es schneidet gut.

Versehen wir uns nun in das Haus eines nicht eigentlich ruhigen, aber ehrbaren Bürgers in Stadelhofen. Derselbe war ein wenig mürrisch zu Bette gegangen, denn daß der Stadtpräsident nicht hatte läuten lassen, wurrte ihn gewaltig. Er fasste also den Entschluß, seinen Ärger zu verschlafen, legte sich aufs rechte Ohr und schlief sogleich ein. Allein um Mitternacht hört unser Bürger das Geläut der Hausglocke, und gleich darauf kommt die im untern Stocke wohnende Schwägerin herauf und erzählt, ein Nachtwächter habe Herrn M. gesucht, der im nebenstehenden Hause wohnt, um jenem Herrn M. zu sagen, er möchte vollständig bewaffnet aufs Stadthaus kommen, da im Bezirk Pfäffikon der Sturm ergangen sei. „Liebes Weib“, sagt nun der Bürger zu seiner treuen Hälfte, indeß er sich ankleidet, „geh einmal auf den Boden, aber sei vorsichtig mit dem Lichte, und bringe mir die Schachtel mit den Patronen.“ „Aber, mein Lieber, nicht dich verlangt man, sondern den andern M.“ „Ja, ich verstehe schon, aber hole mir nur die Schachtel“. „Nun da ist sie; aber sage mir, bist du nicht verpflichtet, bei eintretendem Alarm auf dein Bureau zu gehen?“ „Ja, mein Kind, ich werde gehen, sobald ich kann.“ Und husch, war mein Bürger beim Bette Nachbar, und beide marschieren mit spiegelblankem Gewehr durch die stillen Straßen in der sternenhellen Nacht aufs Stadthaus, in dessen Haussflur eine gute Zahl Bewaffneter versammelt ist und von alten Offizieren, die in Holland und Frankreich gedient haben und urplötzlich, ihren funkelnden Augen nach zu urteilen, um 25 Jahre jünger geworden sind, in Reih' und Glied gestellt wird.

Da steht nun der friedliche Bürger auf dem Scheideweg zwischen Neigung und Pflicht. Er dachte auf dem Stadthaus seinen Vorgesetzten vom Bureau zu finden und ihn zu fragen: „Darf ich für ein paar Stündchen mitmachen?“ Indes er nun ängstlich unter den versammelten Bürgern (es mochten vorerst etwa 40 sein) forscht, faszt ihn ein Offizier barsch am Arm: „Hierher, Herr M.“ Ein Anderer legt mit boshaftem Lächeln um den linken Arm des Geängstigten eine weiße Binde, und in der nämlichen Sekunde kommandiert ein Dritter: „Achtung! Schultert Err! Rechts um! Marsch!“ und der friedliche Bürger ist, ohne zu wissen wie, zum Soldaten umgewandelt und marschiert in Gesellschaft von dreißig andern Taugenichtsen seines Schlages mit dem Kassenschlüssel in der Tasche, nicht zwar sehr traurig, aber ganz verwundert zur Stadt hinaus.

Vor dem Abmarsche hatte Ziegler uns gesagt, es solle eine Kolonne Landsturm gegen die Stadt im Anmarsche sein; die Herren Rahn und Spöndli als Mitglieder des Zentralkomitees werden diesen Leuten entgegengehen, um zu vernehmen, was sie beabsichtigten; wir 30 Mann seien den genannten Männern zur Eskorte gegeben und haben ihre Befehle zu empfangen. Noch war es in der Stadt ganz stille, nur einzelne Bewaffnete sah man hie und da ruhig dem Stadthause zugehen. Noch stiller war es außerhalb der Stadt in der Gemeinde Neumünster. Alles schlief in größter Ruhe. — Wir zogen hinaus nach Hirslanden, eine gute Viertelstunde von der Stadt, und quartierten uns im dortigen Wirtshaus ein, nachdem die nötigen Schildwachen ausgestellt waren. Immer hatten wir die Ohren gespitzt, ob vom See her kein Läuten zu vernehmen sei. Eine Lärmkanone ließ sich hören, das gewöhnliche Signal einer Feuersbrunst; aber da nur ein Schuß geschah und kein Geläute nachfolgte, wußten wir, daß es mit dem Landsturm, wie sich nachher bestätigte, in keiner Verbindung stand. Inzwischen dampften Pfeifen und Zigarren,

und in Erwartung des bestellten Kaffees sah man vorerst die Kameraden recht an und freute sich, hier bei einander zu sein. Es war eine gut ausgewählte und trefflich gesinnte kleine Truppe.

Indes wir uns aber mit heitern Gesprächen die Zeit verkürzten, waren die beiden Kommittierten in sichtbarer Unruhe. Daß am See alles still blieb, ließ sie befürchten, der Aufbruch der hintern Gemeinden sei ein vereinzelter Versuch und dem Miszlingen ausgesetzt. In der Eile, womit wir unter die Waffen gerufen wurden, hatte man nicht daran gedacht, einige berittene Männer als Ordonnazen zu berufen, die man gerade in diesem kritischen Momente nach allen Richtungen hätte abgehen lassen können. Überhaupt hatte sich das Komitee den Fall eines vorzeitigen Ausbruches nicht deutlich gedacht, sondern alle seine Maßnahmen auf den kommenden Montag berechnet und fand sich daher ein wenig überrascht. Der besonnene Rahn schien sich zum Zurückhalten, der ungeduldige Spöndli zum Losbrechen hinzuneigen. So mochte eine Stunde verstrichen sein, da ertönte der Ruf: „Wacht ins Gewehr!“, und zwei Reiter kamen in scharfem Trab von Wytkon hergeritten und fragten nach Dr. Rahn. Sie brachten einen Brief vom Pfarrer zu Uster, des Inhalts, es sei in ein paar Gemeinden der Sturm ergangen, aber noch sei keine wirklich aufgebrochen; er wünsche zu wissen, ob man marschieren solle. Rahn gab ihnen sogleich eine Antwort mit, welche zum Aufschub riet, insofern nicht die Bewegung eine solche Ausdehnung genommen habe, die auf einen sichern Erfolg rechnen lasse. Da ich bei der Truppe unter dem Gewehr stand, habe ich weder Brief noch Antwort gesehen. Hinternach ist gut reden, aber ich bezweifle, daß ich anders geantwortet hätte. Rahn wußte gar wohl, was Landessitte ist; er konnte demnach mit Sicherheit annehmen, daß die Seegemeinden, wenigstens die größten, von Pfäffikon durch Boten berichtet sein

würden. Und dennoch kein Geläute? Also herrschte am See Unschlüssigkeit, und ohne Hilfe des Sees durfte man sich keinen Erfolg versprechen. Es wurde der Rückmarsch nach der Stadt befohlen, da man nun sicher war, daß wenigstens von dieser Seite nichts heranziehe.

Glücklich, wer nichts zu befehlen und zu sorgen hat! Den Inhalt dieser Korrespondenz hatten wir gemeinen Knechte ungefähr so vernommen; aber sorglos sagten wir: „Laßt sie schreiben, morgen wird die Regierung doch über den Haufen geworfen!“ In dem Dorfe selbst war alles ruhig geblieben; nur ein paar Bauernknechte hatten sich voll Verwunderung unserm Wachposten genähert und uns um die Ursache unseres Besuches gefragt, dann aber mit hoher Freude den Zweck desselben vernommen und uns versichert, daß wir uns mitten unter Freunden befänden. Ohne die mindeste Störung marschierten wir gegen 3 Uhr in die Stadt zurück, wo in unserer Abwesenheit die Bewaffnung der Bürger aufs Eifrigste fortgesetzt worden war. Ein starker Posten stand vor Stadelhofen<sup>1)</sup>), und auf dem Stadthause wimmelte es von bewaffneter Mannschaft.

Natürlich hatte die Bewegung unter den Bürgern die Regierung beunruhigt. Sie versammelte sich in der Nacht und verlangte von Ziegler Aufschluß über den Zweck der Bewaffnung. Mit Offenheit erklärte er, dieselbe habe zunächst keinen andern, als Schutz der Personen und des Eigentums; wenn hingegen die Regierung auf das Volk sollte feuern lassen, so stehe er nicht dafür, daß die Bürger mit dem Volke nicht gemtne Sache machten. Die Regierung erklärte sich durch diese Antwort befriedigt und bewilligte die Verabfolgung von Waffen aus dem

---

1) Beim Hause zum Falken an der Gabelung Kreuzbühlstraße-Mühlebachstraße. Das ist der Posten, der im Taschenbuch 1906 pag. 99, Anm. irrtümlicher Weise an die Ecke Talgasse-Neuenhofstraße verlegt wurde.

Zeughaus an die Bürger. Auch befahl sie dem Kommandanten ihrer Militärmacht, sich mit dem Chef der Bürgergarde, unserem Ziegler, ins Einverständnis zu setzen. Die Truppen der Regierung bestanden nämlich aus der jungen Mannschaft der zufälliger Weise im Dienst stehenden Militärschule, 100—120 Mann Infanterie, meistens Aspiranten auf Offiziersstellen, unter dem Instruktor Oberst-Lieut. Sulzberger (Bruder des Ingenieurs), und zwanzig Reiter unter ihrem Instruktor Major Uebel (früher Seconde-Lieutenant im 2. Preuß. Garde-Landwehr-Kavallerie-Regiment). Den Oberbefehl führte Oberst Salomon Hirzel, in der ganzen Schweiz als erfahrener Krieger geschäkt (er hat in Portugal und an der Berezina mit Auszeichnung gefochten) und auch bei den Bürgern wohl gelitten. Leider aber befand er sich durch seine spezielle Eigenschaft als Zeugherr (Chef des Arsenals) in einer schiefen Stellung, die auf seine Dispositionen einen fatalen Einfluß ausübte. Von den beiden Unterbefehlshabern als täglichen Genossen der radikalen Häupter war nur Schlimmes zu erwarten. Auch etwa 40 Studenten, meist aus andern Kantonen und Fremde, hatten der Regierung ihre Dienste angeboten und, da man sie beschwichtigte, wiederholt Waffen verlangt. Dies schlug man ihnen ab; denn da wäre sofort der Abschluß des Landjägerkorps erfolgt und dieses vereint mit den Bürgern auf sie losgegangen. Später verlangten sie den Zutritt in die Bürgergarde, den man ihnen verweigerte, unter dem Vorwande, es seien keine Waffen mehr da.

Wir waren nicht lange von unserm Ausfluge zurück, und ich weidete meine Augen an der malerischen Konfusion im untern Saale des Stadthauses, wo sich bewaffnete Mannschaft um einen Tisch herumdrängte, darauf Papiere, Schreibzeug, Tabakspfeifen, heruntergebrannte Lichter, Trümmer von Käse und Brot, einzelne Waffenstücke, dann ein paar enorme Flaschen mit Wein in bunter Unordnung zur Schau standen, als ein Gemurmel durch die

Bürger ging, Nebel sei mit den Dragonern auf dem Münsterhofe aufmarschiert.

Gleich darauf wurde ich zu Ziegler gerufen, der mir diese Nachricht mit dem Beifügen mitteilte, es sei nötig zu wissen, ob Nebel die Befürungen des Oberst Hirzel, der mit uns einverstanden sei, anerkenne oder etwa Befehle eines radikalen Komitees annehme. Zu diesem Ende solle ich eine Patrouille über den Münsterhof führen; lasse er sie passieren, wohl und gut; mache er mir Schwierigkeiten, so solle ich ihm sagen, man werde an Hirzel rapportieren; und wenn Nebel auch dann unsere Bewaffnung nicht respektiere, so werde man ihn als Feind behandeln. „Aber ganz höflich und so ruhig, wie ich jetzt zu dir rede, mußt du ihm dieses sagen.“ Ich nahm freudig vier Mann und führte sie hart an der Fronte der Reiter hinunter, ohne angehalten zu werden, dann pro forma durch ein paar Gassen und abermals an den Reitern vorbei. Da sahen wir Oberst Hirzel neben Nebel stehen und durften nun überzeugt sein, daß letzterer sich gefügt habe und wenigstens zwischen Bürgergarde und Militär einstweilen das nötige Einverständnis herrsche.

Wie der treue Gatte seinem besorgten Weib versprochen, so begab er sich dann auch, da vorerst nichts weiteres zu tun war, gewissenhaft aufs Bureau und erhielt von seinem lächelnden Prinzipal die Erlaubnis außer der Geschäftsstunde an den äußern Angelegenheiten Teil zu nehmen; wogegen er sein Eintreffen zur Geschäftsstunde bestimmt zusagte. „Vielleicht geht es vorher los,“ dachte er in seinem Innersten.

Ich ging wieder aufs Stadthaus, und es begann zu tagen. Da rief mich Dr. Rahn und sagte mir, der Landsturm sei auf der großen Straße über Dübendorf und Schwamendingen im Anmarsch und dessen Spitze schon in Oberstrasse eingetroffen. Er gehe ihm mit einer Eskorte von 20 Mann entgegen und wünsche, daß ich letztere führen und ihm auch für die Anordnung des

Einmarsches der Bauern an die Hand gehen möge. Freudig zog der kleine Trupp mit uns aus, und auf dem Wege verständigte ich mich mit Rahn dahin, daß Volk auf dem Quai am rechten Limmatusfer halten zu lassen und nicht über die Brücken zu führen, zumal da uns berichtet war, ein großer Teil des selben sei unbewaffnet. Wenn dann aber Verstärkung vom See her eintreffen würde, so sollte im Einverständnis mit der Bürgergarde allmählig gegenüber dem Militär Terrain gefaßt und die Besitznahme des Zeughauses erwirkt werden. Nun kam uns die Botschaft, der Landsturm habe in Obersträß (eine Viertelstunde vor der Stadt) Halt gemacht, und bald darauf stießen wir auf das daselbst ruhende Volk. Ich ließ halten und Gewehr beim Fuß nehmen; Rahn begab sich in das nahe Wirtshaus. Da erblickte mich Pfarrer Bernh. Hirzel und sagte mir, sein Volk wolle die Stadt nicht beunruhigen und werde deshalb, sobald die Antwort von der Regierung einträfe, wieder nach Hause gehen. Auf meine Anzeige, daß Dr. Rahn ihn suche, ging er ebenfalls in jenes Haus. Die Bauern traten um uns her. „Ihr seid früh aufgestanden,“ redete ich sie an, „und doch haben wir Euch noch früher erwartet. Wir glaubten schon um Mitternacht, Ihr würdet über Wythikon heranziehen, und harrten Euer vergeblich in Hirsslanden.“ Freudlich erwiderten sie, sie haben absichtlich den weitern Weg eingeschlagen, um andere Gemeinden an sich zu ziehen. Dann wiederholten sie Hirzels Zusicherung; ja, einer sagte: „Die Regierung soll ruhig an ihrer Stelle bleiben, sobald sie dem entspricht, was in Kloten geredet wurde.“ Der Platz, wo ich stand, gestattete mir nicht, die Menge zu übersehen, ich sah nur die vordersten 4 bis 500 Mann. Ihr Aussehen war miserabel. Die Mehrzahl schien der armen Fabriklerklasse anzugehören, alle in ihren schlechten, zum Teil zerrissenen Kleidern; einige ganz unbewaffnet, die meisten mit dicken Stöcken versehen; selten ein Bewaffneter mit rostiger Flinte.

Bauern versicherten mich, es käme sehr viel Volk nach; die Straße sei bis Schwamendingen gedrängt voll.

Nun nahte sich eine Regierungs-Deputation mit der Standessfarbe (dem Ratsdiener im weiß. und blauen Mantel). Ich ließ meine Truppe das Gewehr präsentieren; die Bauern zogen die Hüte ab und machten Platz. Es waren die Regierungsräte Hegetschwyl und Melchior Sulzer, beides Gutgefinnte. Hegetschwyl schien beim Anblick des Volkes höchst betroffen, und ich habe seitdem aus sicherer Quelle vernommen, daß es dessen Wehrlosigkeit und auch numerische Schwäche waren, die ihn erschreckten. Die Deputation verfügte sich in das Wirtshaus.

Alle Umstehenden waren jetzt überzeugt, daß die Sache friedlich beigelegt würde, indem offenbar die gemäßigte Partei in der Regierung die Oberhand gewonnen hatte. Meiner Zusage eingedenk, übergab ich also, da die Geschäftsstunde nahte, das Kommando meiner Mannschaft einem Freunde, und bald hernach ging Dr. Rahn mit derselben nach der Stadt zurück. Als vollends die Regierungs-Deputation, welcher von Pfarrer Hirzel eine Frist von zwei Stunden zur Erteilung einer günstigen Antwort war zugestanden worden, mit Äußerungen der Zufriedenheit in der Stadt zurückerschien, glaubten Viele nicht nur an eine friedliche Verständigung, sondern besorgten sogar den Fortbestand der Regierung. Es war Freitag, der Tag des Wochenmarktes; viele Bauern vom See versicherten, bei ihnen werde von einer Bewegung nichts geahnt, und meinten, das Unternehmen sei voreilig und bleibe ohne Erfolg. Mehrere Kaufleute öffneten ihre Komptoir; auf der Bank wurden die gewohnten Geschäfte vorgenommen, Geld aufgestellt und ausgegeben. Da ertönte gegen 9 Uhr vom benachbarten Neumünster her (so heißt die neue Kirche in Riesbach) das Sturmgeläute, und durch die Straßen ging der Ruf: „Sie sind da!“

### Der Sturm.<sup>1)</sup>

Die Glocke ruft mit lautem Zug;  
Die Glocke ruft, das ist genug.

○ Zürich, dein Gebet und deine Almosen erhalten dich! so lautet ein alter Spruch, mit dem uns in Augenblicken überstandener Gefahr redliche Miteidgenossen ihre freundliche Teilnahme zu bezeugen pflegten. Wie es heute mit dem Beten steht, weiß niemand als Gott; die Wohltätigkeit hingegen ist trotz alles überhand genommenen Unkrautes noch nicht verschwunden und hat diesmal reichlichen Segen gebracht. Vor einem Jahre brannte das Dorf Pfäffikon ab, in den ersten Tagen von Bernhard Hirzels Antritt der Pfarrei. Überaus reichlich fiel die Steuer; Viele erhielten aus Zürich mehr, als sie verloren hatten. Jetzt gab Pfäffikon den ersten Stoß zum Landsturm, seine Angehörigen verspritzten ihr Blut für die gute Sache und gaben das Muster von rechtschaffenem Betragen in der wildesten Aufregung.

Es war ungefähr 8 Uhr, als das Militär, welches bisher die Brücken besetzt gehalten hatte, eine neue Stellung einnahm, die ausschließlich die Verteidigung der Zeughäuser bezothen sollte. Der vordere Teil des Münsterhofes sollte behufs Durchpaß von den Brücken und der Storchengasse her nach der neuen Poststraße, sowie letztere selbst allem Volke frei und offen, die engen Zugänge zu dem alten Zeughause dagegen abgesperrt bleiben.

Auf dem hintern Teil des Münsterhofes hielten die Dragoner. Noch hatte ihnen Oberst Hirzel keine Patronen geben lassen; da soll ihnen Übel Schrot ausgeteilt und ihnen gezeigt haben, wie bei dessen Laden zu verfahren ist. Später erhielten sie dann

---

<sup>1)</sup> Vgl. das Plänchen im Jahrg. 1906 des Taschenbuches.

Patronen. Besonders aber fiel es auf, daß ein wilder, radikaler Häuptling<sup>1)</sup> zu Pferde den alle Bürgerspersonen abwehrenden Cordon überschreiten durfte und sich mit Übel längere Zeit unterhielt, da Oberst Hirzel gerade nicht auf dem Platze war.

Die Regierung saß im neuen Postgebäude und konnte zu keinem Schlusse kommen. Abzutreten hatten diese eigennützigen Menschen nicht im Sinn, und um Gewalt anzuwenden, fehlten ihnen die Mittel. Unbedingt in die Forderungen des Volkes einzustimmen, ging auch nicht, ohne sich vor den Augen aller Welt aufs schimpflichste herabzusetzen. Darum suchten sie hin und her nach einem Mittelweg, und darüber verstrich die Frist.

Vom Zentralkomitee waren einige Mitglieder versammelt, und die übrigen erschienen nach und nach. Einige erbebten vor dem Schritt, den sie tun sollten, andere verlangten, die Stadt solle zuerst Sturm läuten. Auch Hürlimann traf ein, voll festen Willens, aber bewegt durch die Erfahrungen der vorhergegangenen Nacht. Er war von Pfäffikons Erhebung benachrichtigt worden; er hatte den Sturm in den obren Seegemeinden befohlen; der wackere Bindschädler war von einer Gemeinde zur andern geeilt, und nirgends hatte man seinen Befehlen Folge geleistet! Denn die Vornehmen hatten sich vor der Volksmasse gefürchtet, vor der Regierung gefürchtet, vor den Kugeln gefürchtet, mit einem Worte gefürchtet. Zwei Brüder Meyer<sup>2)</sup> (von einer radikalen Zeitung im Frühjahr spottweise im Verein mit mir „das Helden drei“ genannt) reisten etwa um 3 Uhr nach beiden Seufern ab, Fritz auf das rechte, Franz auf das linke. Dieser nahm eine Aufforderung von Hürlimann, den er unterwegs antraf, jener eine solche von Dr. Rahn mit, nachdem Ziegler un-

---

1) Bgl. S. 71.

2) Die beiden Brüder Fritz und Franz Meyer, \*1799 und 1801, jener Kaufmann, dieser Bezirksgerichtspräsident. Ein dritter Bruder war der oben erwähnte Pfarrer Maximilian M.

erbittlich den Sturm verweigert hatte, sich auf das der Regierung gegebene Wort berufend.

Die Bürgergarde, jetzt 5 bis 600 Mann stark, war an den Haupteingängen und verschiedenen Punkten der Stadt verteilt (vielleicht zu sehr zerstückt), beim Stadthause eine Reserve von 60 Mann; die Landjäger (Gensd'armes) bewachten das von den bedrohten Pläzen entfernt gelegene Zuchthaus. Von Seite der Stadtbehörde war Vorsorge getroffen, etwa um 10 oder 11 Uhr Fleisch, Brot und Wein nach Obersträß zu schicken, um das Volk zu speisen. Man glaubte, jene Leute würden warten, bis der See herankäme, und dann erst einrücken.

In Obersträß hatte sich das Volk zum Teil in den Weinschenken oder anderwärts zerstreut; die übrigen, vom Nachtmarsch ermüdet, lagerten herum und fingen an, Langeweile zu empfinden. Die zweistündige Frist verstrich, einzelne redeten vom Nachhausegehen u. dgl. Bernhard Hirzel glaubte, am See läuten zu hören. Er entschloß sich, zum zweiten Male vor den Riß zu stehen. Das Volk wurde versammelt, vier Mann hoch geordnet, die Bewaffneten (etwa 130—140) voraus; wenige mit geladenen Gewehren, da die meisten keine Munition hatten. „Freunde, jetzt muß mit Entschlossenheit gehandelt werden, ergreift die Stöcke, das dicke Ende in die Höh“ (so rief der feurige Führer); also hat der große Napoleon seine Siege erfrochen. Marsch!“ — und im geordneten Zuge rückte das Volk in die Stadt, grüßte freundlich die Zuschauer, jubelte beim Anblick der Bürgergarde und sang in frommer Begeisterung Gellerts Lied: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht“ usw. Unterwegs kam Dr. Rahn dem Pfarrer Hirzel entgegen und soll geraten haben, sogleich vor das Postgebäude zu ziehen, um von der Regierung die Antwort zu verlangen. Es scheint, daß Rahn auf unbedingte Passivität des Militärs sich glaubte verlassen zu dürfen. Bei der untern Brücke angelangt, ging Hirzel

mit der vordern Abteilung des Zugs über dieselbe nach der Storchengasse vor. Rahn hingegen führte die Nachkommen links ab, den neuen Quai am rechten Limmatufer hinauf und über die Münsterbrücke. „Sie kommen!“ so erscholl es durch die Stadt. Eine Menge Zuschauer drängte sich um die Bauern, und selbst der Münsterhof war voll Neugieriger, worunter Frauen und Kinder, die ruhig vor den Dragonern standen.

Als Bernhard Hirzels Zug sich dem Münsterhofe näherte, kommandierte Major Übel: Marsch! ließ links schwanken und sperrte, gegen den erhaltenen Befehl, die Storchengasse. Es entspann sich zwischen seiner und Hirzels Mannschaft ein Wortwechsel, den man verschieden erzählt. Es fiel ein Schuß, der in die Höhe ging, wahrscheinlich aus dem schlechten Gewehr eines Landstürmers. Die Dragoner drohten mit den Säbeln oder gaben flache Streiche. Die Bauern gaben Feuer (kaum aus einem Dutzend Gewehren) ohne zu treffen, und die Dragoner flohen. Ein Pferd stürzte auf dem Pflaster. Die Bauern ließen den Reiter ruhig seiner Wege ziehen und drangen auf den Münsterhof rechterhand gegen das alte Zeughaus vor. Inzwischen hatten sich einige Militärs in das Haus zur Waage geworfen und feuerten aus den Fenstern in die dichten Massen. Zwei Bauern fielen tot nieder. Andere, sowie einige Zuschauer, wurden verwundet. Hirzel, überrascht durch diesen Widerstand, gebot den Rückzug und ging mit den Bewaffneten (der Schweif seiner Kolonne hatte sich schon verloren) über die Münsterbrücke in Ordnung zurück. Er wollte den Zug vom See her abwarten.

Nicht lange nach Bernhard Hirzel war Dr. Rahn auf dem Münsterhofe eingetroffen. Seine nur mit Stöcken bewaffneten Leute hatten eben gesungen: „Kein Sperling fällt, Herr, ohne deinen Willen.“ Dann aber rückten sie hinter Hirzels Abteilung herum links in die Poststraße vor, aufgeregt durch den Anblick

der Toten, und stürzten mit wildem Geschrei auf die zwischen dem alten und dem neuen Zeughause aufgestellten Militärschüler los. Diese jungen Leute befanden sich leider im Fall der Notwehr und gaben, nachdem ein Offizier die Bauern vergeblich gewarnt hatte, auf acht Schritte Distanz eine Salve, wodurch ein Dutzend Unglücklicher niedergeworfen wurden. Die Andern flohen. Einige Dragoner verfolgten sie, und einer (der in königl. griechischen Diensten gestanden hat) hieb einem fliehenden zwölfjährigen Knaben über den Kopf. In einem Hui war der Münsterhof wie verödet, die Bauern in wilder Flucht über die Brücke begriffen, die Gassen mit Stöcken gleichsam besät, das Militär „Viktoria“ rufend: — da plötzlich ertönten von allen Kirchtürmen der Stadt die Glocken, und unter Trommelschlag setzte sich die Bürgergarde in Bewegung.

In diesem Augenblicke gebot die Regierung, von welcher mehrere Mitglieder schon ausgerissen waren, das Feuern einzustellen. Den Befehl getraute sich kein Diener auf die Straße zu tragen. Da stürzte der edle Hegetschwyl der hinzu, nahm das Papier vom Tische, trat auf die Straße, und an der Ecke des Hotel Baur winkte er mit dem Hute gegen die Dragoner hin und begann zu lesen. Lieutenant Fenner ritt herzu, nahm das Papier, las dasselbe und kommandierte seine Leute zum Abmarsch nach der Kaserne. Diese machten eine Schwenkung, und einer drückte sein Pistol rückwärts auf Hegetschwyl los und schoß ihn vor die Schläfe. Professor Ulrich Fäsi, der als Zuschauer auf der Straße war und sich nach Leuten umsah, die umherliegenden Verwundeten aufzuheben, nahm den Bewußtlosen mit Hülfe eines Bedienten auf und trug ihn ins Postgebäude. Dieser Schuß war der letzte.

Das Sturmgeläute der Stadt erfüllte die Regierungsglieder mit Entsetzen; sie verließen das Sitzungszimmer; einige verfrochen sich in die im Hofe stehenden Postwagen. Alle gingen

vereinzelt nach Hause, meist durch die Hintertüren. Nur der stämmige Regierungsrat und Oberst Fierz erklärte: „Ich gehe durch diejenige Türe hinaus, durch die ich eingetreten bin“, und zog durch alles Volk ruhig seines Weges. Auch keinem der übrigen wurde ein Haar gekrümmmt.

Ein Detachement Bürgergarde, etwa 60 Mann stark, geführt von Ziegler und Schultheß rückte vom Stadthause über den Münsterhof durch die Poststraße gegen das neue Zeughaus vor. Da öffnete sich dessen Türe, und eine mit Kartätschen geladene Kanone zeigte ihre drohende Mündung. Neben derselben stand ihr Kommandant, ein als feiler Knecht der Radikalen bekanntes Individuum.<sup>1)</sup> Auf dem Platze lagen noch mehrere Tote und schwer Blessierte, letztere wimmernd und ächzend. Die Bürgergarde machte Halt. In ihrer vordersten Reihe standen Familienväter, deren Söhne in der Militärschule dienten. Keiner trat aus, sie blieben auf 30 Schritte vor dem Zeughaus am Ausgang der Poststraße ruhig stehen. Schultheß gab dem ersten Zug eine etwas schiefe Richtung, um ihn, falls das Stück losgebrannt würde, gegen die Wirkung des Schusses zu sichern. „Aber unser zwanzig hätte es doch weggepußt“, meinte er nachher. Ziegler ging allein auf die Kanone zu und erklärte dem Kommandanten, daß, wenn von dieser Seite gefeuert würde, es auch von der feinigen erfolgen soll. Der Mensch stammelte einige unverständliche Worte, ließ aber nicht feuern, und die Kanoniere versicherten hintennach, sie hätten eher revoltiert als geschossen. Es trat eine Pause ein, während welcher Ziegler die auf dem Platze liegenden Unglücklichen weg schaffen ließ. Nach einigen Minuten rückten auch die andern Abteilungen der Bürgergarde von allen Seiten heran, das Sturmgeläute dauerte fort und erstreckte sich von Dorf zu Dorf bis jenseits der Thur. Der

---

<sup>1)</sup> Vergl. unten S. 76.

See bedeckte sich mit Schiffen von Bewaffneten,\*<sup>)</sup> es war ein ergreifender Moment. Bürgermeister Hefz befahl, das Zeughaus der Bürgergarde zu übergeben. Der Sieg der guten Sache war entschieden. Die Truppen, durch das Sturmgeläute in die größte Bewegung versetzt, zogen sich nach der Kaserne zurück, als unverzehens ein Zufall die entsetzlichsten Szenen herbeizuführen drohte, deren Abwendung wir, nächst Gott, dem unserem Volke innwohnenden religiösen Gefühle und seiner Sittlichkeit verdanken.

Ein Teil der zersprengten Bauern war zur Stadt hinaus und, wo nicht über alle Berge, so doch mindestens einige ohne sich umzusehen, bis über den Zürichberg gegen Dübendorf geflohen. Andere hatten sich in alle Winkel der Stadt verloren oder bei guten Bekannten verkrochen. Ein kleiner Trupp blieb beisammen und lief durch Stadelhofen. Hinter ihnen nach Spöndli und Hürlimann. Ersterer, außer sich vor Zorn, rief ihnen zu: „Haltet, haltet! kehrt um und schlagt die Strahlhaglen tot!“ Hürlimann lächelnd, folgt ruhigen Schrittes. „Wir haben“, sagte er zu einer bekannten naseweisen Frau, die, hinter dem Portal des Hauses zum St. Urban stehend, ihn über die Ursache dieser Retirade befragte, „ein kleines Scharmützel gehabt, leider ein paar Tote. Unsere guten Leute sind jetzt ein wenig erschrocken, ich werde sie draußen in Riesbach sammeln und dann wieder vorwärts führen.“ Inzwischen traf der erste Zug der lang ersehnten Schützen vom See ein, etwa 40 Mann von Herrliberg und Küsnacht. Spöndli eilte ihnen entgegen und erzählte das Vorgefallene, worauf sie mit tobendem Lärm vorwärts zogen. Ein Trupp der geflüchteten Landstürmer hängte

---

<sup>\*)</sup> Spätere Anmerkung des Verfassers: „Der See bedeckte sich mit Schiffen“, aber nicht mit Bewaffneten. Auch waren es nicht zufahrende, sondern aus der Stadt abfahrende Marktschiffe, welche gleichzeitig und eilig dieselbe verließen.

sich ihnen an. Noch wußte Spöndli nichts von der Beendigung des Kampfes, daher er seine Männer fortwährend anfeuerte und sie ermahnte, Hegetschwylers Tod zu rächen. „Drum vorwärts ihr Strahlhaglen!“ rief er, seinen Spazierstock schwingend (denn weder er, noch Pfarrer Hirzel, noch sonst ein Landsturmführer waren bewaffnet), und mit raschen Schritten folgten ihm die erhitzten Genossen. Da kommt ihm mitten auf der Brücke Stadtrat Ghisi entgegen und kann ihm mit vieler Mühe begreiflich machen, daß das Schlagen ein Ende habe. Bei der Bank<sup>1)</sup> kommandieren sie Halt! Da rufen mehrere: „Seht dort das Haus (zur Waage), woraus geschossen worden ist; das muß gestürmt werden“. Gleich wurden ein halbes Dutzend Stutzer angeschlagen, als sich Spöndli gerade vor den Zug warf und die Läufe mit seinem Stocke in die Höhe drückte, wobei ihm Ghisi wacker zur Seite stand. Jetzt ein verwirrtes Geschrei „Schießt!“ „Nein!“ „Halt!“ usw. Gleichzeitig kam ein Haufe Volkes aus der Poststraße hervorgelaufen; da glaubten einige, das Militär rücke wieder an; andere hielten jene Leute für Radikale und wollten auf diese schießen. Da packte Spöndli den wildesten der Kämpfen an der Gurgel, rüttelte ihn heftig und schalt ihn aus. Das wirkte; er wurde nun von den Kräftigsten unterstützt und bald darauf ging der Zug munter seines Weges. In der Poststraße wurde er von der Bürgergarde mit lautem Jubel begrüßt. Nun aber verlangten sie die Kaserne zu stürmen und marschierten darauf los. Da eilte der wackere Buchhändler Schultheß nach: „Im Namen des Zentralkomitees! Halt!“ und das Zauberwort wirkte. Man traf einen Vergleich, die Kaserne soll beförderlich geräumt und dann besetzt werden. Dem Militär wurde die Weisung erteilt, die Uniform auszuziehen und in Kitteln oder Bürgerskleidern einzeln nach Hause zu gehen. Auch

---

<sup>1)</sup> Die „Bank von Zürich“, deren Kassier der Verfasser war, befand sich im Kunsthause zur Meise.

die Reiter machten sich einzeln außerhalb der Stadt auf den Heimweg. Einige trafen auf Landsturmhaufen, die ihnen aber kein Leid zufügten. Übel und Sulzberger versteckten sich in nahen Bürgershäusern und flohen des Abends nach Baden. Letzterer hatte sich in Weiberkleider gesteckt, wurde von einer Dorfwache angehalten und nach vielen Insulten erst auf sein Versprechen, den Kanton Zürich nie mehr zu betreten, wieder losgelassen.

Dem Haus zur Waag wurde eine Abteilung Bürgermilitär zur Sauvegarde gegeben. Große Volkshaufen umringten es, und zuweilen ließen sich Drohungen hören. Dann traten die Offiziere unter die Menge und erklärten den Leuten, daß der Hausbesitzer unschuldig sei, worauf sich das Volk jedesmal zufrieden gab. Abends wurde dieser Posten durch 48 Herrliberger verstärkt (wobei die nämlichen waren, die am Morgen das Haus hatten stürmen wollen). Dergleichen trägt man keinem Gesindel auf, wie der Korrespondent der Leipziger allg. Zeitung unsern Landsturm betitelt.

Die unglücklichen Verwundeten wurden für den ersten Verband auf das Stadthaus gebracht. Die Meisten waren tödlich getroffen. Ein Ratsdiener, aufgeregt durch diesen Anblick, trat zwischen ihre Lagerstätten und betete mit lauter Stimme: „Meine Lebenszeit verstreicht“ usw. Neugierige drängten sich hinzu, und die Ärzte wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie einem Toten, dem der halbe Kopf fehlte, das die furchtbare Verstümmelung verdeckende Tuch wegzogen. Der Saal war auf der Stelle geräumt. Nachher wurden die Verwundeten nach dem Spital gebracht. Eine Masse Volkes folgte ihnen nach. Das Portal des Spitals ward geschlossen; da hörte man Stimmen: „Ich will meinen Bruder sehen, ich habe meinen Sohn dabei“ usw. Man mußte nachgeben, und bald legte sich auch hier die Ungeduld. Mancher überzeugte sich, daß keiner der Seinigen unter den Unglücklichen sei, und konnte erst noch zur Beruhigung

gung anderer mitwirken. Ein Ableiter für die Massen war die nächst dem Spital stehende Predigerkirche. Dort waren die Toten zur Schau ausgestellt, deren Zahl sich in den ersten Stunden noch um einige vermehrte. Kaum 100 Schüsse sind gefallen, aber von diesen hat der dritte getroffen, und mehr als die Hälfte der Treffer hat getötet.\*)

Der französische Botschafter, Graf Mortier, sah vom Balkon des Hotel Baur dem Kampfe zu. Da flog eine Kugel wider die Mauer, und weil zugleich gemeldet wurde, daß die Frau Gräfin ohnmächtig geworden sei, so zog sich der Graf in seine Appartements zurück. Gegenüber stand Frau Oberst B.<sup>1)</sup> auf dem Balkon ihres neuen Hauses; ihr Mann stand bei der Bürgergarde, der Sohn bei der Militärschule; auch sie wurde durch eine an ihr Haus schlagende Kugel erinnert, das Näschen zurückzuziehen. Klüger glaubte es die Gattin meines Freundes anzustellen, der auf dem Münsterhofe wohnte. Sie hielt sich hinter den Jalousien; aber auch da blieb die Warnung nicht aus. Nur eine Hand hoch über ihrem und der neben ihr auf einem Stuhle zuschenden Kinder Häuptern schlug das Blei durch und fuhr in die Decke des Zimmers.

Die von den Leitern des Aufstandes zu einer provisorischen Regierung aussersehnen Männer waren mittlerweile auf das Stadthaus eingeladen worden und hatten sich fogleich eingestellt. Ein paar Stunden später erschienen zwei Proklamationen, die eine, wodurch diese Männer ihre Konstituierung anzeigen, die andere von Seite des Zentralkomitee, worin dasselbe das Volk

---

\*) Spätere Anmerkung des Verfassers: „Kaum hundert Schüsse sind gefallen.“ Es waren doch etliche hundert, denn neben den einzelnen Schüssen rasselte zweimal oder dreimal ein artiges Pelotonfeuer. Immerhin bleibt die Zahl der Getroffenen eine bedeutende, was sich aus dem nahen Zusammenstoß erklärt.

<sup>1)</sup> Gattin des oben erwähnten Oberstleut. Georg Bürkli.

zur Ordnung und Mäßigung ermahnt. Letztere, von Dr. Rahn verfaßt, ist ein Meisterstück, obſchon das Werk weniger Minuten. Ein tiefes religiöſes Gefühl hat dieselbe diktiert, und wie mir ein Freund verſichert, floß ſie dem Verfaffer aus der Feder, ohne daß hernach eine einzige Korrektur nötig gefunden ward. Vom Rathause herab, wo die Zürcherfahne aufgepflanzt wurde, und in der Fraumünsterkirche erfolgte die Mitteilung dieser Proklamationen an das Volk, das der neuen Regierung ein lautes Vivat brachte. Den eben abfahrenden St. Galler und Berner Postwagen wurden diese Aktenstücke reichlich mitgegeben, und alle Passagiere hielten deren in der Hand. Graf Mortier stattete dem Präsidenten der neuen Regierung ſogleich ſeinen Besuch ab. « Vous avez fait une belle révolution, » ſagte er nebst andern Schmeicheleien.

Von Mittag an und im Laufe des ganzen Nachmittags kamen nun erſt die großen Landsturmhaufen aus den entfernten Seegemeinden, Meilen, Männedorf, Stäfa. In Meilen hatte Franz Meher das Volk angeredet; da ſich Unſchlußigkeit zeigte, war eine Frau vor die Leute getreten: „Seid ihr Männer? Nein! Ihr ſeid Hasenfüße; trüg ich Hosen, längſt wäre ich auf dem Wege nach der Stadt!“ Da brach ſogleich ein Trupp auf, und später folgten die andern. Ihr Einzug in Zürich, ſowie derjenige der Landsturmhaufen aus Uster, Wezikon, Wald uſf. war imposant. Es waren wohlgeordnete Züge mit Trommeln und Fahnen, voraus die Scharffſchützen mit ihren ſchweren Stužern (14—18 Pfund wiegend), dann die uniformierte Infanterie, nach dieser die übrigen, mit Feuergewehr verſehenen, dann die Morgensterne, Hellebarden,<sup>1)</sup> ſogenannte Kurzgewehre, Sensen, Axté und am Schlufſe eine lange Reihe mit gewaltigen Prügeln und Sparren. Selten war ein Offizier ſichtbar, denn

---

<sup>1)</sup> Vergl. S. 80 unten.

im Landsturm dient es sich viel angenehmer als gemeiner Mann; aber mancher angesehene Herr zog in den Reihen des Volkes, ein wesentliches Mittel, Erzesse zu verhüten. Da sah man den reichen Bankier Schultheß mit den Erlenbachern, und den jungen Erich Benzel-Sternau mit den Herrlibergern einziehen. Aber auch eine Menge unbewaffnetes Volk kam herbei, und ob schon ganze Scharen fogleich wieder abzogen, so wogten doch viele Taufende durch die Straßen, aber alle mit freudigen Gesichtern, und nirgends gab es Zank oder Streit. Überhaupt hat kein Erzess diesen Aufstand entehrt. Zwar wurden bei Besetzung der Kaserne tumultuarisch die dort vom Militär zurückgelassenen Gewehre weggenommen; aber diese sowohl, als die im Laufe des Tages aus dem Zeughaus ohne irgend eine Kontrolle unter das Volk ausgeteilten, im ganzen zirka 1800 Stück, sind späterhin alle bis auf vier einzige zurückgebracht worden.

Auf dem Paradeplatz und in der Fraumünsterkirche wurde das Volk gespeist. Schon am frühen Morgen hatte der Stadtrat fünf Ochsen schlachten lassen, und aus den Kellern der Stadt wurden 70 Saum Zürcherwein (kein Champagner) ausgetragen. Da drängte sich freilich mancher hinzu, mit dem Vorgeben, er sei auch zu Hülfe gekommen, und man sah mitunter einen Betrunkenen. Die Notwendigkeit wurde einleuchtend, diesen Massen für die Nacht eine Art Organisation zu geben, um sie einigermaßen unter Aufsicht zu haben, zumal noch mehrere erwartet wurden, wie denn auch wirklich noch bei Einbruch der Nacht 400 Wädenswiler und 400 Richterswiler einrückten.

Ein paar Taufend erhielten Quarterbillets zu den Bürgern. Alle betrugen sich brav und gut, einige gaben sogar Trinkgelder, und andere brachten ihren Wirten einige Zeit hernach freundliche Geschenke an Trauben, Obst u. dergl. Die übrigen wurden in vier provisorische Bataillons formiert und in die vier Pfarrkirchen der Stadt logiert; einige hundert in den Nachbar-

gemeinden. Am folgenden Tag sollte dann alles Volk feierlich abgedankt werden und eine Garnison von ein paar Tausend regulierten Milizen mit Artillerie den Dienst übernehmen, bis zu erfolgter Konstituierung der neuen Regierung und deren Anerkennung durch die andern Kantone. So endigte der für Zürich so denkwürdige 6. September.

### Die provisorische Armee.

Wenn der Herr die Stadt nicht behütet,  
so wacht der Wächter umsonst.

Auf der Bank bei verrammelten Türen eingesperrt, hatte ich neben drei meine Empfindungen teilenden wackern jungen Männern untätig den Ereignissen des Tages zusehen müssen. Als ich nach Beendigung des Kampfes einmal ausgehen durfte, traf ich Spöndli an. Seine Worte: „Ach, mein lieber M., warum haben Sie uns verlassen? wir haben Sie sehr vermisst,“ zerschnitten mir das Herz. „Es war ein entsetzlicher Tag,“ fuhr er fort. „Ein schöner Tag,“ fiel ich ein, „und Sie haben sich gehalten wie ein Schweizer und wie ein Held.“ „Ein schöner Tag, will Gott,“ erwiderte er, „in seinen Folgen; aber dennoch möchte ich keinen zweiten erleben. Eine Revolution ist und bleibt ein greuliches Ding.“ Gegen Abend wurde mir erlaubt, einer Einladung, die ich von Ziegler aufs Stadthaus erhielt, Folge zu leisten. Es handelte sich um die Übernahme eines Kommandos bei der provisorischen Armee, wozu wenig Liebhaber sich zeigten. Mehrere Offiziere zogen vor, bei der Bürgergarde zu bleiben. Ich erklärte, allenthalben hinzugehen, wo man mich hinstellen wolle. Da kam ein besoffener Kerl, den man Feldweibel nannte, und sagte, das Volk auf dem Paradeplatz fange an ungeduldig zu werden, daß es keine Offiziere und keine Gewehre erhalten. Ich hing also einen Säbel um und übernahm

einen Haufen Volk, der in zwei Glieder aufgestellt war, die meisten von Küssnacht und Erlenbach, dann von Kyburg und andern Orten. Die führte ich zum Beughause, gab ihnen Gewehre und jedem fünf Patronen in seine Rocktasche und marschierte dann, da es eben dämmerte, in aller Stille, ohne Trommelschlag mit ihnen zur Predigerkirche. Es waren 110 bis 120 Mann und ich der einzige Offizier. In der Kirche standen etwa 50 bis 60 Wehntaler Bauern (aus der Gegend von Regensberg) um einen Sarg herum und sangen das Lied: „Wie sicher lebt der Mensch, der Staub.“ Als ihr Gesang beendigt war, äußerte ich, alles unbewaffnete Volk solle die Kirche räumen. „Was fällt Ihnen ein?“ sagte mir ein Kirchenvorsteher, „diese Leute gehören alle zu Ihrem Bataillon und werden hier übernachten. Auch heißt es, daß später noch einige Hunderte aus dem Bezirk Hinwil hinzukommen sollen.“ Einen Militär pflegt es sonst zu freuen, wenn man ihm Verstärkung ankündigt; diese Freude empfand ich nicht. Bald darauf kam Hans Ziegler<sup>1)</sup> (Bruder des Obersten) mit der Anzeige, es könnte in der Nacht vom rechten Limmatufer herauf ein Überfall von den Radikalen versucht werden. Er selbst befehligte den Außenposten der Bürgergarde nach jener Seite hin und wünschte Verstärkung. „Nimm dir von meinem Volke, so viel du willst,“ war meine Antwort. Er: „Mir genügen 20—30 Mann; aber gib mir einen guten Offizier.“ Ich: „Es ist überhaupt nur einer da und zwar ein sehr mittelmäßiger, der bin ich, der Kommandant dieses Postens; also muß ich hier bleiben. Sobald aber Schüsse fallen, warte ich keine Ordre ab, sondern eile dir mit all diesem Volke zu Hilfe.“ Er, ehemaliger holländischer Offizier, warf bei diesen Worten einen vielsagenden Blick auf meine Mannschaft, nahm seine Verstärkung in Empfang und zog ab. Nun hatte ich aber

---

<sup>1)</sup> Früher Major in niederländischen Diensten.

doch einen Offizier von der Straße weggekapert, den Banksekretär Albert Ott,<sup>1)</sup> der mir auch treffliche Dienste leistete. Das erste, was nun mit meiner Mannschaft, die ich notdürftig eingeteilt und mit Führern, die nachher nie zu finden waren, versehen hatte, vorzunehmen war, betraf das Essen und Trinken. Sie klagten sehr über Durst und waren mit den ersten Gläsern nicht nur sehr zufrieden, sondern stimmten feierlich das Lied an: „Wir danken Alle Gott.“ Einige aber hatten die im Chor liegenden Toten gesehen, und gleich bei unserer Ankunft war wieder ein Sarg aus dem Spital gebracht worden. Das machte einen tiefen Eindruck auf die Leute.

In unsern Kirchen haben die Männerstühle bewegliche Sitze zum Auf- und Niederschlagen. Steht man außerhalb der Kirche, so hat das Herunterschlagen eines solchen Sitzes eine täuschende Ähnlichkeit mit einem fernen Schusse. Ich stand draußen bei den Schildwachen: „Manschiesst! — „wieder ein Schuß!“ — „Seid ruhig, es sind nur Kirchenstühle.“ „Nein, nein, Herr Hauptmann; schon wieder einer, die Straußen kommen.“ Bah, dachte ich, ein kleiner Alarm mag auch nichts schaden, trat in die Kirche, zog den Säbel und rief: „Raus, ihr Leute!“ Nun hatte ich freilich vollauf zu tun, um sie in der Kirche noch vom Laden abzuhalten. Draußen erst erklärte ich ihnen die Ursache des falschen Lärms, ermahnte sie ruhig zu bleiben und ließ dann wieder abtreten.

Nun ging es aber wieder ans Trinken; an eine ordentliche Austeilung war nicht zu denken. Ott war von mir auf Patrouille ausgesandt worden, und die sich so nennenden Unteroffiziere hatten die ersten Räusche. Ich habe bemerkt, daß sich die ordentlichsten Männer dies beikommen ließen, und vermute, es sei geschehen, um sich die Furcht zu vertreiben. Indessen

---

<sup>1)</sup> Albert Ott-Schön, \*1810.

bestimmte mich der Zustand meiner Mannschaft zu der Maßregel, alle Gewehre außerhalb der Kirche aufzustellen zu lassen, um dieselben im höchsten Notfall den Händen nüchterner Leute zu überliefern. Gegen Mitternacht, als es eben ein wenig laut herging, erschien eine Deputation des Zentralkomitees, deren Wortführer, ein mir bekannter Geistlicher, vor der Kirche einige Worte mit mir wechselte. Dann trat er ein, die Mannschaft saß in den Kirchenstühlen —; „Gott grüß Euch, christliche Freunde.“ Die Leute sahen ihn verwundert an, behielten die Hüte auf dem Kopf, indeß er den seinigen in der Hand hielt. „Wir sind Abgeordnete des Zentralkomitees.“ Alle Hüte flogen ab, alle Gesichter veränderten sich, alle Häupter erhoben sich wie zur Predigt. Dann fuhr der Redner fort, man möge den schön begonnenen Tag würdig beschließen; nicht nur Tapferkeit ziere den christlichen Streiter, sondern vorzüglich auch der Gehorsam gegen den Führer, besonders gegen einen so würdigen, wie dieser, der das unbedingte Zutrauen des Zentralkomitees genieße. (Dieser war indessen der einzige in der Versammlung, der den Hut auf dem Kopfe behielt und dazu ein Gesicht machte, als wünsche er die Schafe und den Hirten zu allen bösen Geistern.) Die Anstrengungen seien groß gewesen, der Weg weit, deshalb eine Ermüdung erklärlich sei; indessen werde es am Nötigsten zu ihrer Erfrischung nicht gefehlt haben. Darauf allgemeine Antwort: „Ja, ja, wohllehrwürdiger Herr Pfarrer, datwider ist nichts einzuwenden; wir haben unsere Sache in aller Ordnung erhalten“. „Schön, das freut mich, fuhr der Pfarrer fort, so eben recht, nicht zu viel und nicht zu wenig; das ist das Wahre,“ und erinnerte dann namentlich, wie man in solcher Stellung sich vor allzu starkem Trinken hüten müsse. Da trat Einer, der tüchtig geladen hatte, vor den geistlichen Herrn hin und sprach sehr ernsthaft: „Das ist der rechte Punkt, wohllehrwürdiger Herr; das sage ich den Leuten beständig: der Wein macht los“

„Leute, und stark Getränk macht wilde; wer dazu Lust hat, wird niimer weise, wie es heißt in den Sprüchen Salomonis im 20. Kapitel,<sup>1)</sup> und ich füge hinzu: und das ist besonders wichtig beim Militär, denn wenn nicht jedermann unbedingt unserm Herrn Hauptmann, ich will sagen, unserm Herrn Oberst gehorsamet, wie sollen wir dann im Stand sein, uns zu wehren für unsern Glauben?“ Der Pfarrer sah den Mann an und erwiederte dessen Rede mit ein paar sehr gedehnten: Ja—Ja—hm—hm—, nahm aber bald wieder den Faden seiner eigenen Rede auf und äußerte, das Zentralkomitee (mouvement de curiosité) habe alle Ursache zu vermuten, daß die Nacht vollkommen ruhig ablaufen werde. Immerhin sei Wachsamkeit empfehlenswert, aber ein bisschen Schlaf möge auch nichts schaden, und so wünsche er Allen eine ruhige Nacht. Beim Fortgehen mußte der Sauertöpfische Hauptmann auch eins abkriegen. „Ein schöner Tempel, diese Predigerkirche, und so geräumig. Wir erwarten noch in dieser Nacht 800 Mann aus dem Bezirk Hinwil . . .“ „Vor Donnerwetter“, fiel ich ein, „ich habe mehr als genug an diesen hier.“ Er lächelte und drückte mir kräftig die Hand. Inzwischen ward es in der Kirche still. Die Leute schliefen ein paar Stunden; mit Anderen trieb sich der rührige Ott die ganze Nacht auf Patrouillen herum. Ich selbst empfand eine Betäubung, die mich weder schlafen, noch zu völliger Münterkeit kommen ließ, und es wandelte mich ein wahres Heimweh an, wenn Patrouillen der Bürgergarde vorüberzogen. Seit der vorigen Nacht, wo ich so glücklich mich gefühlt hatte, schien mir eine halbe Ewigkeit verstrichen zu sein. Das Gewühl des Tages, das Wogen der Volksmassen auf den Brücken, der Lärm in der Kirche, alles dies fuhr mir ganz wunderbar im Kopf herum. Die Nacht war sternenhell; aber sie dauerte mir gar zu lange.

---

<sup>1)</sup> Sprüche Sal. Kap. 20, 1 nach Luther.

Einmal kam Oberst Ziegler als Stabsrunde. „Soll ich die Leute herausrufen? Sie schlafen und sie sind am besten, wenn sie schlafen.“ „Pah, laß sie doch ein wenig sehen.“ Das Ausrücken ging langsam, und seither bin ich schon oft über mein „Bataillon“ weidlich aufgezogen worden. Gegen 3 Uhr kamen die meisten heraus zu den Gewehren, völlig nüchtern und zufrieden, und so verplauderte ich mit diesen nun ganz sittsamen und willigen Leuten die übrigen Stunden bis nach 6 Uhr. Dann bestellte ich meinen Subalternen zum Kommandanten der Kirche und der Mannschaft und ging auf die Bank an die gewohnten Geschäfte.

Einige Stunden später, etwa um 11 Uhr Mittags (Samstag den 7. September) ward auf dem Münsterhof und Paradeplatz große Volksmusterung abgehalten. Diese war überaus imposant. Die provisorischen Bataillone und alles in und um die Stadt versammelte Volk rückten zusammen und bildeten mit den Zuschauern eine Masse von 20 – 22,000 Menschen, welche von Hürli-  
mann, Rahn und andern angeredet ward. Mit kräftigen Worten des Dankes und Ermahnungen zu ruhigem Betragen wurde das Volk entlassen. Dann gaben die Bewaffneten ihre Gewehre an das Zeughaus zurück, und unter Trommelschlag und Absingung vaterländischer Lieder zogen Alle der Heimat zu. Als meine Schaar, von Ott geführt, an der Bank vorüberzog, wurden sie mich am Fenster gewahr, grüßten freundlich und schwenkten die Hüte. Abends 4 Uhr war kein Landstürmer mehr in der Stadt, und kein Fremder konnte bemerken, daß eine Revolution vorgegangen war.

Indessen waren die ersten zum Schutz der neuen Regierung einberufenen Milizen eingerückt, und die Bürgergarde bezog fortwährend die Wachen. Zufälligerweise fügte es sich, daß sich bei jenen mehrere straßisch Gesinnte als Offiziere befanden, und dies gab bei der aufgeregten Stimmung der Bürgerschaft Stoff

zu vielerlei Besorgnissen und Verdacht. Hinwieder war den Straußen (wie in diesen Tagen die Radikalen ohne Ausnahme genannt wurden) in ihren eigenen Häusern bange. Einige hatten sich außer den Kanton geflüchtet, andere zur Selbstverteidigung sich mit Munition versehen, letzteres besonders da, wo ihrer mehrere beisammen wohnen, wie dies in den Gemeinden Hottingen, Wipkingen, Höngg und andern, nächst Zürich gelegenen der Fall war. Darüber gingen die abenteuerlichsten Gerüchte herum. Bald sollte in Winterthur, bald in Regensberg ein radikales Korps beisammen sein, indes dort jedermann froh war, in Ruhe verbleiben zu können.

An diesem Samstag Abend legte sich der bekannte ehrbare Bürger ruhig zu Bette und dachte, diese Nacht bringt ihr mich nicht heraus. Gegen 11 Uhr wecken ihn Flintenschüsse, die in der Nähe rasch losgingen, und einige Kerls rennen wie rasend durch die Gasse und rufen: „Hört Ihr's, wie sie schießen; jetzt gehts erst recht an!“ „Wer da?“ „Gut Freund!“ — „Boz Hagel, jetzt heißtts nicht mehr Gutfreund; halt ihm das Bajonett entgegen!“

Die Leute im Hause waren erschrocken, und die sonst so mutige Ehefrau fürchtete sich nicht wenig. Ihr Ehemann hatte sich indessen in Eile angekleidet, und da er wirklich glaubte, es drohe ein Überfall, so empfahl er den Seinigen nicht ans Fenster zu treten, lud schnell sein Gewehr und stürzte sich auf die Straße hinaus. Da stand der 68 jährige Major Meier,<sup>1)</sup> den Spazierstock unter dem Arm und gelassen die Handschuhe anziehend: „Was zum T..... ist das für ein Lärm,“ rief er, „da meinen diese Torenbuben gleich, es komme der Feind, wenn einem solchen Lappi (dummen Jungen) das Gewehr losgeht und die andern Narren auch ins Blaue schießen.“ Es war finster, und so konnte

---

<sup>1)</sup> Heinr. Meier-Pestalozzi, geb. 1771.

der wackere Alte nicht bemerken, daß der jüngere Nachbar feuerrot wurde und sich schämte, geladen zu haben. Da kommt Spöndli angerannt mit gezogenem Säbel: „Was gibts?“ fragte ich ihn. „Man vermutet einen Mordanschlag wider den Antistes (Vorsteher der Landeskirche, der in Hottingen, nächst der Stadt wohnt).“ „Glaubt doch nicht solche Dummheiten,“ brummte der Alte, „meint Ihr, die Radikalen seien so verrückt, um von ferne an so etwas zu denken und sich vom Volk in Stücke zerreißen zu lassen?“ Ich: „Wir gehen hin zum Antistes, und kommt etwas, so leiten wir den Widerstand, bis Verstärkung aus der Stadt kommt.“ Gesagt, getan. Nun war draußen vor der Stadt noch eine Abteilung Landsturm zurückgeblieben, um einige Posten besetzt zu halten. Die hatten auf einen Reiter, der auf „Werda“ nicht antwortete, geschossen, und daraus war der Lärm entstanden. In Riesbach und Hottingen war Alles auf den Füßen, in allen Häusern Licht, ein Tumult von Wachen, Patrouillen und Ronden, ein Wirrwarr von Befehlen und Widersprechen, eine Kampfslust und Verzagtheit, kurz ein Spektakel, der mich in die munterste Laune versetzte. Wir waren ohne Lösungswort, aber auf meinen gewaltigen Ruf: Zentralkomitee (wovon nebst Spöndlin noch einer mit mir war) ließ man die beiden Herren und ihren Kriegsknecht respektvoll passieren. Das Haus des würdigen Antistes war mit Bewaffneten umgürtet, und diese waren so erhitzt, daß sie sich beinahe untereinander herumgeschossen hätten. Getrost ging ich nach Hause und ließ mich nicht mehr im Schlaf stören.

Noch toller war Sonntag nachts das Gerücht, die Radikalen (deren geflüchtete Häupter sich in Baden befanden) rücken an beiden Limmatufern heraus. Ziegler maß demselben anfangs keinen Glauben bei; aber angesehene Gemeindevorsteher beteuerten, diese Nachricht aus dem Munde ehrenhafter Männer zu haben, deren einer die Züge mit eigenen Augen gesehen und jeden auf

300—400 Mann geschäkt habe. Das schien denn doch ein wenig verdächtig, selbst dem besonnenen Stadtcommandanten, und er ließ die Truppen unter das Gewehr rufen, wobei er die lobenswerte Maßregel traf, nicht Alarm schlagen zu lassen, sondern die Leute durch Nachtwächter zu wecken. Dies ging ganz schnell und machte keine unnütze Verwirrung. An dem Gerüchte selbst war kein wahres Wort.

Um frühen Morgen des Montags kam ein Weib atemlos gerannt, mit dem Bericht, es kommen mehrere hundert Mann über den Albis herein. Dies war allerdings wahr, nur waren es keine Bewaffnete, noch weniger Feinde, sondern Gemeinde-Deputierte des Bezirkes Aarau, die dem großen Schauspiel dieses Tages beizuwohnen kamen.

### Die Schlußzenen.

Schlägt Hand in Hand  
Und knüpft das Band  
Für Freiheit und fürs Vaterland!

Am Montag (9. September) trat nun der nämliche Große Rat zusammen, den man auszujagen gedachte. Außer den Geflüchteten trafen fast alle Mitglieder ein, und ein Versuch der Radikalen, die Sitzung dadurch zu vereiteln, daß weniger als die zur Beratung gesetzlich erforderliche Anzahl sich zusammenfände, schlug gänzlich fehl. Es hätten 104 genügt, und es kamen 137. Mancher wäre freilich gern weggeblieben, aber er getraute sich nicht. Zugleich strömten aus allen Gegenden des Landes zahlreiche Deputierte der Gemeinden herbei, und indes die Mitglieder des Großen Rats im Großen Münster sich versammelten, das mit einer starken Militärwache zum Schutz der obersten Landesbehörde versehen war, bewegten sich jene in langen Zügen (ver-

steht sich unbewaffnet) der Fraumünsterkirche zu. Es war ein prächtiger Tag, und da alle diese Männer in ihren Sonntagskleidern erschienen, gewann das Ganze ein feierliches und ernstes Ansehen. Besonders imposant war der schon erwähnte Zug des Bezirks Aarau und derjenige des Bezirks Andelfingen, welch letzterer wegen der großen Entfernung, ersterer durch den Einfluß der Regierungsbeamten am Freitag bei dem Landsturm untätig gewesen waren und nun ihre rege Teilnahme an der guten Sache ebenfalls kundgeben wollten. In der Fraumünsterkirche sprach das Zentralkomitee zu den Deputierten über die zu Beruhigung des Landes und Sicherung des Errungenen zu treffenden Schritte. Dann ergoß sich diese stattliche Versammlung gleich einem brausenden Strom über die Brücke dem Grossmünster zu, um als Zuhörer den Verhandlungen des Grossen Rates beizuwohnen. Dieser beriet ungestört die obwaltenden Verhältnisse, und ein paar kühne Radikale stellten, ohne daß sie jemand unterbrach, ihre Gegenanträge. Aber mit einer an Einmut grenzenden Majorität anerkannte die Behörde die provisorische Regierung, erklärte den eigenen Austritt und verfügte die Erwählung eines neuen Grossen Rates. Wie dieses beschlossen war, vermochte das Volk sich nicht länger zu halten und brach in einen lauten Jubel aus; aber keinem Mitglied der Behörde widerfuhr die geringste Kränkung.

Damit war die Revolution sanktioniert, die Landesverfassung blieb unverändert, und es sind seitdem nur die ersten Regierungsbehörden neu und besser besetzt worden.

In der folgenden Nacht verschied der patriotische Hegetschwäher, dessen feierlicher Leichenzug (Donnerstag den 12. September) die letzte der großartigen Szenen dieser denkwürdigen Tage bildete. Füglich darf dieser Edle jenem Römer verglichen werden, der zur Rettung der Vaterstadt sich in den Verderben hauchenden Schlund stürzte und mit Preisgebung seines Lebens

daßjenige der Mitbürger rettete. Hegetschwälers Andenken wird fortleben, wie der vaterländische Dichter gesungen hat:

Solang an Zürichs Seen  
Die Christenkirchen stehn.

Und ebenso lange wird, so Gott will, diese von Tausenden in reiner Absicht unternommene Schilderhebung unsrer Nachkommen in später Zeit zum bleibenden Segen gereichen.

## II.

„Wenn's der Geiß wohl ist, so scharret sie,“ sagt das Sprichwort.

Es gibt zweierlei Revolutionen, solche, die durch die Landesnot, und solche, die durch das Gelüsten nach Ehre und Ruhm hervorgerufen werden. Darum heißtt uns der fromme Gellert beten: „Ich bitte nicht um Ehr und Ruhm.“ In der Schweiz ist noch keine Revolution durch Not erzeugt worden, wohl aber durch Unzufriedenheit derer, die sich nicht genug geehrt glaubten. Weise Regierungen verstehen für diese Ehrgeizigen gewisse Ableiter auszumitteln, ohne sich an ihrer Autorität etwas abbrechen zu lassen. Den Regierungen in Republiken stehen selten solche Mittel zu Gebote. Wenn übrigens eine Macht es darauf anlegt, ein Ländchen zu revolutionieren, so finden sich immer ein paar schlechte Kerle, die dazu Hand bieten, und besteht die Regierung aus alten schwachen Leuten, so bedarf es nur eines von der Schutzmacht ausgesprochenen Schlagwortes, als z. B. Nicht-Intervention, um sie im voraus zu lähmen. Wohl dann dem Lande, wenn ihm sein Genius einen „Pfuel“<sup>1)</sup> zuführt, sonst ist die Revolution bald gemacht.

Gerade diese Natur unserer Revolutionen mag die Ursache sein, daß sie unblutig ablaufen. Das Gefühl, daß Widerstand unnütz sei, bemeistert sich der Machthaber und bestimmt einen Teil derselben, sich den Führern der Revolution vorläufig zu reklamieren, welche ihrerseits im Anfang meist in sehr be-

---

<sup>1)</sup> General v. Pfuel unterdrückte Ende 1831 als preußischer Kommissär des Fürstentum Neuchâtel die dortige auffändische Bewegung mit geschickter Hand.

scheidener Haltung und mit mäßigen „Wünschen“ auftreten. Dabei ist allerdings das beste, daß das Menschenleben geschont wird. Hinternach sieht man sich dann freilich zu der Frage veranlaßt, ob es sich nicht der Mühe gelohnt hätte, einige Kugeln zu wechseln.

Kein Mann von Geist und Herz wird die Straußische Revolution, wenn man diesen Aufstand so nennen will, zu den mutwilligen zählen, und dennoch, hätte an der Spitze der Reiter ein schweizerischer Offizier gestanden, anstatt eines Preußen, so wäre kein Tropfen Blutes geflossen. Es war ja deutlich abgeredet, daß der Weg durch die Poststraße für das Publikum frei bleiben solle. Die Bauern wären demnach vor der Post aufmarschiert, man hätte mit der Regierung abermals parlamentiert, sie hätte die Forderungen eingegangen und wäre vielleicht einstweilen am Platze geblieben. Auf der andern Seite kann aber auch nicht geleugnet werden, daß, nachdem einmal der erste Schuß gefallen war, ebenso leicht ein Straßengefecht hätte entstehen können, dergleichen wir in der Schweiz in der neuern Zeit noch keines erlebt haben und welchem entsetzliche Auftritte von Rache gefolgt wären. Dieser Fall mußte eintreten, sobald ein Geschütz wäre losgebrannt worden.

In allen Darstellungen über den 6. September ist zu wenig beachtet, daß von der siegenden Partei bei weitem noch nicht alle Hülfskräfte, die ihr zu Gebote standen, in Bewegung gesetzt waren. Die Regierung hingegen merkte das ganz wohl, und darum ließ sie davon, ob schon der erste Angriff abgeschlagen war, sobald die Glocken vom Grossmünster verkündeten, daß die Stadt dem Aufstand beitrete. Dieses Geläute machte auch auf das Militär einen solchen Eindruck, daß (wie ich aus dem Munde des Anführers selbst vernommen habe) mehrere vor Schrecken die Gewehre fallen ließen, nach dem sie einen Augenblick zuvor Victoria gerufen hatten.

Um eine getreue Darstellung dieses denkwürdigen Tages zu erlangen, wäre eine Sammlung der Begegnisse und eigenen Anschauungen von mehrern einzelnen Teilnehmern kein übles Mittel. Obwohl den Schreiber dieses im entscheidenden Momente ein ungünstiger Zufall von der Teilnahme entfernt hielt, so hat er dagegen unmittelbar vor und nachher Verschiedenes gesehen, dessen Erzählung zur Ergänzung anderer Mitteilungen dienen kann.

Am 2. September war die Versammlung in Aarau. Als sie beendet war, fehlte nicht viel, daß man infolge eines falschen Gerüchts von der Festnahme der Deputirten Sturm geläutet und zu den Waffen gegriffen hätte. Das Läuten unterblieb, als die Deputirten durch ihre Rückkehr die falsche Nachricht widerlegten; allein die Sache hatte zur Folge, daß sich eine Zahl von Gutgesinnten vor dem Abschied das Versprechen gab, man wolle loschlagen, sobald die Regierung Hilfe von außen verlange. (Baumgartner<sup>1</sup>) war nach St. Gallen gegangen, und darum traute man nicht.) Am 3. September legte jemand dem engern Komitee in der Wohnung des Aktuars Spöndli zwei Entwürfe vor, den einen in betreff der Insurrektion, den andern für eine Verteidigung des Kantons gegen die Konföderatler. Im erstern war die Idee diese, den Landsturm nicht in Masse nach der Stadt kommen zu lassen, sondern nur in allen Gemeinden aufzubieten, alle Wege zu bewachen, alles Verdächtige anzuhalten usw. Dagegen sollten von junger Mannschaft zirka 600 Mann in Männedorf (als dem Mittelpunkt der bestgesinnten und nebst bei dienstüchtigsten Freunde) zusammengezogen werden und in zwei Bataillons von sechs Kompanien (die Kompanie zu 50 Mann)

---

<sup>1</sup>) Der schon oben erwähnte Gallus Jakob Baumgartner, Landammann des Kantons St. Gallen, der damals eines der Häupter der radikalen Partei war, später sich der konservativen Seite zuwandte.

nebst einigen Scharfschützen und Reitern unter der Benennung „die Avantgarde der christlichen Landesbewaffnung“ sich nach Zürich in Marsch setzen. In der Stadt sollte dann ausgestreut werden, es rücken viele Tausende an und die Avantgarde bestehে in zwei Bataillons usf. — Das zweite Projekt beruhte zum Teil auf gewagten Vorausseckungen von Sympathien bei einem Teil der Bevölkerung der Kantone St. Gallen und Aargau und zielte daher auf eine revolutionierende Offensive. Es wurde beschlossen, auf den 4. September (Mittwoch) einige ehemalige Offiziere vom Lande einzuberufen und Militärkommission zu halten, denn der Kommandant der Avantgarde und die Bataillonschefs sollten keine Städter sein, wenn nicht die Freunde vom Land besondern Wert darauf legen; wohl aber sollten einige junge Herren ihr entgegenreiten und die Adjutanten vorstellen. Die Einladung traf aber in der Nacht vom 3. auf den 4. den Freund in Mändedorf, an den sie gerichtet war, nicht an, und der Beratung über die militärischen Maßnahmen kam das Ereignis selbst zuvor. Der 4. ging ruhig vorüber. Alles war in gespannter Erwartung auf den kommenden Montag (9.), weil der Große Rat auf diesen einberufen war. Den Freunden vom Lande wurde gesagt, sie sollten in Masse nach der Stadt kommen. Die Mitglieder des Stadtrates hatten sich verständigt, auf gedachten Tag alle Kirchen zu öffnen, besonders im Falle schlechter Witterung, und die christlichen Freunde bescheiden und anständig zu bewirten.\*). Gerüchte, daß Füßli<sup>1)</sup> und Neuhaus nach Bern gereist seien u. dgl. mehr, ließen schon am 4. durch die Stadt, wurden aber sogleich widerlegt. Am 5. (Donnerstags) ließ Re-

---

\*) Anm. des Verfassers. Versteht sich, daß davon in den Protokollen nichts vorkommt.

1) Oberrichter Wilhelm Füßli, \*1803, einer der tonangebenden Persönlichkeiten auf Regierungssseite.

gierungsrat Ed. Sulzer\*) dem jetzt verstorbenen alt Oberamtmann Escher von Wädenswyl sagen, es drohe unserer Sache ein Komplott; in 24 Stunden werden 30,000 Konfördätler gegen Zürich im Anmarsch begriffen sein; Füzli sei nach Bern gereist, Rordorf werde die Basellandschäftler heranführen usw. Diese vor-eilige und übertriebene Nachricht regte uns gewaltig auf, und veranlaßte Dr. Rahns Brief an Bernhard Hirzel. Ein hiesiger Bürger wollte noch weiter gehen und ließ den Stadtpräsidenten Eduard Ziegler bitten, sogleich Sturm läuten zu lassen. Dieser aber erklärte, auf eine so vage Nachricht hin sei es nicht ratsam, von dem System abzuweichen, daß er sich in dieser Sache vorgesetzt habe, nämlich „Ruhe und Ordnung aufrecht zu halten und nur „dann an einer Insurrektion Teil zu nehmen, wenn es für die „Sicherheit der Stadt selbst notwendig werde. Wenn die Landschaft Lust hat, die Regierung fortzujagen, so mag sie es tun, „welche dieselbe eingesetzt hat. Unklug wäre es von uns, die „Initiative zu ergreifen und dadurch denen die Waffe in die „Hände zu geben, welche sagen, die Stadt strebe nach Herstellung „ihrer Herrschaft über das Land.“

Von jenem Begehrten hatte inzwischen etwas im Publikum transpiriert; im Quartier auf Dorf und an der Schiffslände ließen die Nachbarn zusammen; es hieß, in einer halben Stunde werde das Grossmünster läuten; einige kauften eilig noch Blei;

---

\*) Anm. des Verfassers. Ed. Sulzer hat schon vielerlei angestellt. Sieben Jahre lang war ich als Staatskassier sein Untergebener, habe im Grossen Rat stets wider ihn gestimmt, ein paar Male ihm sehr derb widersprochen, aber nie hat er mich das fühlen lassen, nie mir eine indelikate Zumutung gemacht, und mich gegen verschiedene Angriffe kräftig in Schutz genommen. Ja, es sind mir Züge echten Edelmuts von ihm bekannt, die ich schon öfters ungern verschwiegen habe und doch aus Schonung für die Leute, welche darin beteiligt waren, verschweigen muß. Aber dem Allwissenden sind sie bekannt. Sein famoses „Kanonen heraus“, hat er schon oft hören müssen und nicht gewagt abzuleugnen, sondern lediglich sich damit entschuldigt, daß er in jenem Augenblick rein den Kopf verloren habe.

die Leute waren voller Freude. Beim Kaufhause traten die Knechte vor die Herren und fragten, ob sie zuschließen und mit den Sparren ausrücken sollen. Da erfuhr Hauptmann Fehr, Chef der Polizeiwache, den ganzen Plunder und eilte von einem zum andern, um abzumahnen und zu beschwichtigen. Alle jene Nachrichten seien „erheit und erlogen; Füssl sei nicht in Bern, sondern in seinem Hause am Wolfbach; wir sollen doch Geduld haben bis am Montag; Heß halte es ja mit uns; er und seine Landjäger halten es ja mit uns; niemand werde uns etwas Leides zufügen; aber nur sollen wir um Gottes und des Heilands willen nicht stürmen.“ Dieser Vorfall wird hier nur deshalb erwähnt, um zu zeigen, daß die Regierung bewacht war und daß jeder Versuch zu einer energischen Maßnahme, z. B. Aufspülungen von Geschütz, dem unmittelbaren Aufstand der Stadt gerufen hätte. Die Stimmung der Leute war sehr gut; denn als ich um Mittag nach Hause ging, bezeugten mir mehrere alte Leute ihr Bedauern, daß nicht gestürmt worden sei, und warnten, wir sollen uns nicht übertölpeln lassen. Am Abend dieses Tages war ich auf einem Landhause, eine halbe Stunde vor der Stadt, und kam erst um neun Uhr nach Hause, wo mir gesagt wurde, Dr. Bluntschli und noch ein Herr haben mich aufgesucht. (Später habe ich erfahren, daß es Bündschädlere von Männedorf war, und daß diese beiden mir sagen wollten, es sei in Pfäffikon der Sturm ergangen.) Als ich mich zu Bett legen wollte, wurde an der Wohnung eines Radikalen in der Nachbarschaft heftig geklingelt und ihm gerufen. Ich nahm davon keine Notiz und schließ ein.

Gegen Mitternacht klingelte am Hause ein Nachtwächter, ich möchte bewaffnet aufs Stadthaus kommen. Als ich daselbst anlangte, wurde mir sogleich eine weiße Binde um den linken Arm gebunden. Man stellte uns in Reih und Glied (es waren die ersten, die man aufgeboten hatte.) Eduard Ziegler sagte

uns mit zwei Worten, es rücke bewaffnetes Landvolk heran, man vermute, sie kommen über Wythikon; die Herren Dr. Rahn und Heinrich Spöndli, als Mitglieder des Zentralkomitees werden den Leuten entgegen gehen, um mit ihnen zu unterhandeln, wir seien zur Eskorte dieser beiden Deputierten bestimmt. So marschierten wir also (zirka 30 Mann) ab, geführt von Oberst-Lieutenant Rahn<sup>1)</sup> und Lieutenant Wilhelm Meier,<sup>2)</sup> beides ehemalige französische Offiziere. Als wir bei der Stadelhofermühle vorbeizogen, wurde vom Bürgli der Böller losgebrannt (das Signal, daß ein Haus brenne; es war, wenn ich nicht irre, in der Gemeinde Urdorf oder Dietikon). Wir aber vermuteten, es sei ein Zeichen zum Stürmen für den See, und hofften, auch läuten zu hören; aber alles blieb totenstill in der ruhigen, sternhellen Nacht. Jener Schuß vermutlich bewog übrigens einen unserer kleinen Schar, dem Anführer leise zu bemerken, daß er sich nicht verpflichtet glaube, außerhalb der Stadt zu dienen, worauf ihm Rahn ganz artig erwiderte, er könne ganz ungezügert zurückgehen, was dieser auch tat, indes wir andern munter unsers Weges fortgeschritten und uns brüderlich in die Patronen teilten, wovon einige Überflüß, andere gar nichts mitgebracht hatten. In den Häusern längs der Straße lag alles im tiefen Schlaf, und als wir in Hirslanden Halt machten und das Wirtshaus zum Wilden Mann zur Wachtstube erkoren, waren die guten Leute ganz verwundert über diesen Besuch. Ein starker Knecht, dem ich auf sein Befragen dessen Ursache erzählte, schlug die Hände zusammen mit dem Ruf: „Gott sei Lob und Dank, daß es einmal hinter diese schlechte Regierung hergeht. Herr, seht, hier herum wohnen alles Gute, außer dort unten der Schneider Fink, der ist der einzige Strauß in der Nähe.“ Nach

---

1) Eduard Rahn-Hirzel, \* 1801.

2) W. Meier, Kunstmaler, \* 1806, Sohn des oben erwähnten Major Meier.

einer Stunde rief uns die Schildwache ins Gewehr, und zwei Reiter kamen in scharfem Trabe angeritten (Kirchenpfleger Heufer und Müller Gujer von Uster) und fragten, ob Dr. Rahn mit uns sei. Diesem übergaben sie einen Brief des Pfarrers Werdmüller zu Uster des Inhalts, das Volk sei in größter Aufregung und er erbitte sich Verhaltungsbefehle. Noch habe er nicht stürmen lassen, auch sei nur in wenigen Dörfern gestürmt worden, das Volk von Uster wünsche nach der Stadt zu ziehen. Dr. Rahn, dem die Stille am See verdächtig vorkam, und der besorgte, es könnte fehlen, antwortete dem Pfarrer, er solle die Leute von Uster einstweilen zurückhalten und beruhigen.

Von dem Inhalt des Antwortschreibens wußte ich damals nichts genaues, sondern habe es erst seitdem vom Pfarrer vernommen; denn während dieses oben im Zimmer vorging und die übrigen bei Kaffee, Wein und Tabak sich vergnügten, hatte ich bemerkt, daß unten niemand die Gewehre hütete, und stellte mich deshalb als Schildwache hin. Jetzt noch wage ich nicht zu entscheiden, ob Dr. Rahn in diesem Augenblick klug oder unklug gehandelt hat, da ich nicht weiß, welche Nachrichten und Beweggründe ihn bestimmten. Ich selbst fühlte mich als gemeiner Kriegsknecht so über alle Maßen glücklich, daß ich dachte: „Wohl dem, der nicht zu regieren hat.“ Wäre ich aber um Rat gefragt worden, so glaube ich nicht, daß ich anders geraten hätte; denn die fortdauernde Stille am See mißfiel mir, und ich war froh, daß man mich nicht fragte.

Am See stand es nämlich so: Die Vornehmen und Reichen waren zum Teil Strauß, doch in sehr kleiner Zahl; die Mehrzahl war gegen Strauß, fürchtete aber jede Bewegung aus Misstrauen gegen die Stadt; der gemeine Mann war trefflich gesinnt; jedoch und gerade weil die Leute arglos dachten, fand mancher, die Stadt sollte zuerst anfangen, damit, wenn es fehlen sollte, nicht die Bauern allein die Suppe auszusießen hätten. Alle

Bemühungen Bindschädlers, der mitten in der Nacht über den See fuhr und mit Hürlimann-Landis sich besprach, blieben fruchtlos. Ein Glück für uns, daß die Unschlüssigkeit und Ratlosigkeit auf Seite der Gegner noch im stärkern Maße vorhanden war, als auf der unsrigen.

Nachdem die beiden Reiter ihren Brief in Empfang genommen hatten, marschierten wir nach der Stadt zurück. Am Eingang bei Stadelhofen wurden wir angerufen und eine stattliche Wache von 30 Mann unter Oberstlieutenant Hirzel-Blarer<sup>1)</sup> und Hauptmann Fritz Fäsi<sup>2)</sup> trat ins Gewehr. „Es hat also Junge gegeben in unsrer Abwesenheit,“ bemerkte unser fröhlicher G., der Farceur unsrer vierstündigen Kompagnie. Wir trafen etwa zwischen drei und vier Uhr am Morgen des 6. September wieder im Stadthause ein. Hier wimmelte es von Bewaffneten, und eben rückte Hans Ziegler mit etwa 40 Mann aus, um den Ausgang bei der Neumühle zu besetzen. Ein Bankangestellter erblickte mich und berichtete mir, ich sei auf der Bank erwartet. Allein gleichzeitig ließ mich Oberstlieutenant Ziegler zu sich rufen und sagte mir, Major Nebel sei mit seinen Dragonern auf dem Münsterhof aufmarschiert. „Mit Oberst Hirzel habe ich mich ganz verständigt, und wir treffen unsere Maßnahmen gemeinsam; auch hat er uns Gewehre verabfolgt. „Was aber den Major Nebel betrifft, so weiß ich nicht, ob dieser Herr infolge seiner Relationen mit den Radikalen vielleicht besondere Pläne hat. Vorerst muß daher ermittelt werden, ob er die Bürgergarde anerkennt, oder ob er uns Hindernisse in den Weg legen will.“

Ziegler trug mir nun auf, eine Patrouille über den Münsterhof zu führen, auf eine den Reitern bemerkliche Weise. Für den

---

<sup>1)</sup> Johannes Hirzel-Blarer, \*1793.

<sup>2)</sup> Friedr. Fäsi-Usteri, \*1803.

Fall, daß ich angerufen würde, teilte er mir das Lösungswort mit (ich habe es seither vergessen). Sollten mich die Reiter nicht passieren lassen, so war ich beauftragt, nach Herrn Major Uebel zu fragen und diesem zu sagen, da unsere militärische Aufstellung mit Vorwissen des Truppenkommandanten der Regierung geschehe, so werde man diesen von seiner Weigerung in Kenntnis setzen, und wenn dann der Herr Major eine zweite Patrouille von uns nicht vorbei lasse, so werde man ihn als Feind behandeln. Ich nahm sogleich vier Mann, und als wir uns den Reitern näherten, hörten wir gedämpfte Stimmen: „Herr Major, Herr Major.“ Allein man rief uns nicht an, obwohl wir mit dem Arm beinahe die Nasen der Pferde streiften. Wir gingen durch die neue Poststraße, dann zurück durch die alte Zeughausgasse und abermals an der Fronte der Reiter vorüber. Nun sahen wir Oberst Hirzel bei Uebel stehen und dachten, es sei jetzt alles gut. Jetzt ging ich, nachdem mein Rapport abgestattet war, auf die Bank; es war noch finster.

Der Bankdirektor, mein Chef, mit dem ich als Altersgenosse und Sonntagskamerad (leßteres in Zürich, besonders in früheren Zeiten, nächst dem Bruderband das traulichste Verhältnis; denn Sonntagkameraden können sich zanken und augenblicklich meiden, das können Brüder auch, aber sie bleiben doch Brüder, wie jene Sonntagskameraden bleiben) vom siebenten Lebensjahr an befreundet bin, war mit mir gar nicht einverstanden über die Stellung des Bankpersonals in diesem kritischen Augenblick. Er meinte, unsere erste Pflicht sei auf unserm Posten zu bleiben und das uns anvertraute fremde Gut zu hüten. Ich hingegen fand, daß jeder Kaufmann, dem fremdes Gut anvertraut sei, sich im nämlichen Fall befindet, daß aber, wenn jeder sein eigenes Magazin bewache, nichts herauskomme, und daß man eben deswegen in der Bürgergarde zusammenstehe, um wirksamer das Eigentum aller zu schützen. Ferner bemerkte ich,

daz̄ es sich noch für jeden rechtmässigen Haussvater um das höchste Gut handle; über diesen Punkt aber wollte mich mein Freund nicht verstehen. Jeder hat seinen Geschmack. Indes hatte er nun die Freundschaft, mir zu gestatten, mit herumzuspringen, nur mit dem Vorbehalt, daz̄ ich bei Tage während der Geschäftsstunden an meinem Zahltisch stehe. Dies ging ich um so lieber ein, als ich hoffte, es werde vor acht Uhr der Rumpel losgehen und dann von selbst die absolute Unmöglichkeit für mich eintreten, auf die Bank zu gehen.

Auf der Bank möchte ich ein Viertelstündchen verweilt haben. Als ich dann wieder ins Stadthaus kam, fand ich daselbst ganz neue Gesichter, denn Oberstlieutenant Rahn war mit meinen früheren Gefährten abmarschiert, um sich auf dem Platze beim Grossmünster aufzustellen. Inzwischen war es auch Tag geworden. Wie ich nun nach Bekannten forschte, um zu vernehmen, was es Neues gebe, bemerkte mich Doktor Konrad Rahn und bat mich, einen Zug von zirka 15—20 Mann zu führen, der ihm zur Eskorte bestimmt war, indem er im Begriff stand, dem von Schwamendingen heranrückenden Landsturm entgegenzugehen. Ich fragte die Bürger, ob sie mich zum Führer annehmen wollten, und sie willigten freundlich ein. Die Münsterbrücke war mit einem Zug Infanterie von der Militärschule besetzt, an welchem wir vorüberzogen. Nun eröffnete mir Rahn, daz̄ in einer halben Stunde der Landsturm in der Stadt sein könne, und er wollte meine Meinung wissen. „Oberst Hirzel, sagte er, verlangt die kleine Stadt und überlässt uns die große.“ Ich meinte nun, man sollte die Bauern auf dem Quai in Masse aufstellen und auf die Brücke zwischen die Bauern und das Militär eine Abteilung Bürgergarde. Dann sollte man warten, bis auch vom See her Volk eintreffe, und alsdann mittelst Güte oder Gewalt die Besitznahme des Zeughaußes zu erzielen suchen.

Militärisch genommen war dieser mein Rat höchst unklug,

denn wäre es dem Militär eingefallen, Feuer zu geben, so wäre keine Kugel in dem dichten, auf dem Quai bloßgestellten Haufen verloren gegangen. Allerdings konnte sich dann dieser in die Arkaden und Seitengäßchen zurückziehen; aber das hätte bald einer völligen Auflösung gerufen. Daß mir nicht in den Sinn kam, das Wort „Barrikade“ auszusprechen, an einer Straße, wo mich die Nähe des Kaufhauses an das trefflichste Material zu vergleichen, nämlich die vielen hundert ganz an der Hand liegenden Baumwollballen, und an das bereitwillige Kaufhauspersonal erinnern sollte, hat mich seitdem oft verdroffen und mich überzeugt, daß mir in jenem Augenblick die Hauptfache fehlte, um tüchtig mitzuwirken: eine mäßige Dosis Geistesgegenwart. Ich hatte vergessen, daß die Regierung nicht im Rathaus, sondern im neuen Postgebäude ihre Sitzungen hielte; darum riet ich, die Volksmasse auf dem Quai aufzustellen. Übrigens hat auch von den Offizieren der Bürgergarde, als für dieselbe der kritische Moment erschienen war, keiner an Barrikaden gedacht, als der ebenso einsichtige, wie entschlossene Nüscher.<sup>1)</sup> Freilich darf nicht vergessen werden, daß die erste Aufstellung der Bürgergarde keinen andern Zweck hatte, als Sicherstellung des Eigentums, und daß sie im Sinne des von Dr. Keller infolge des Brandes von Uster geschaffenen Aufruhrgegesetzes stattfand, wonach die Gemeinden für solchen Schaden haften müssen. Die Bürgergarde war daher in allen Quartieren der Stadt zerstreut und nur eine schwache Reserve von 30 Mann auf dem Stadthause. Noch in der Stadt begegnete uns Landjägerhauptmann Fehr und sagte dem Dr. Rahn, die Bauern haben in Obersträß Halt gemacht, um mit der Regierung zu parlamentieren. Wir setzten unsern Weg fort und stießen beim Wirtshaus zur Linde auf die Bauern. Dr. Rahn ging sogleich ins

---

<sup>1)</sup> Oberstlt. David Nüscher zum Neuegg, \*1792.

Wirtshaus hinein, und ich ließ meine Mannschaft Gewehr beim Fuß nehmen. Die Bauern traten neugierig heran und betrachteten uns vom Kopf bis zu den Füßen. „Wir haben um Guertwillen früh aufstehen müssen,“ sagte ich zu den nächsten, „und einen vergeblichen Gang gemacht“, und erzählte ihnen von dem Ausflug nach Hirslanden. Sie lachten und gaben zur Antwort, daß der Umweg von ihnen absichtlich über Schwamendingen genommen worden sei, um das Volk aus dem untern Land an sich zu ziehen. Sie seien wohl 10,000 Mann stark (NB. es waren keine 2000), bis Schwamendingen sei die Straße gedrängt voll. Ich konnte die Stärke des Haufens nicht schätzen, denn an der Stelle, wo ich stand, war nur ein kleines Stück Straße sichtbar, indem sie beim Wirtshaus noch ein wenig aufwärts und gleich hinter demselben in die damals noch bestehende alte Straße abwärts ging. Was ich aber sah, hatte eine betrübte Ausstattung. Die Leute, in ihren Werktagskleidern von Hause gelaufen, sahen höchst unordentlich aus, unsauber auch wegen der unrasierten Gesichter, da der Bart erst am Samstag abgenommen wird und heute (Freitags) dem Kulminationspunkt nahe stand. Von Bewaffneten bemerkte ich nur einen, und dessen Flinte ohne Bajonett war dunkelbraun von Rost. Ein alter kleiner Mann trat vor mich hin und sprach: „Wir begehrn der Regierung nichts Leides zuzufügen; es ist uns gleich, wer in Zürich regiert.“ „Aber was sind eigentlich Eure Forderungen?“ „Nur das, was in Kloten geredet worden ist. Ich weiß sonst von nichts anderm.“

Bald nach unserm Eintreffen kam Pfarrer Bernhard Hirzel auf mich zu, drückte mir die Hand und sagte: „Wir kommen nicht in die Stadt, sondern warten hier auf die Antwort der Regierung. Wo ist Dr. Rahn?“ Ich wies ihn ins Wirtshaus.

Es dauerte nicht lange, so kamen von der Stadt her die Regierungsräte Hegetschwyl und Melchior Sulzer, nebst einem

Weibel mit der Standesfarbe zu Fuß herangegangen. Einer meiner Mannschaft (Herr Ulrich, Zimmermeister) gab mir sehr verständigerweise die Erinnerung, der Farbe das Gewehr präsentieren zu lassen, was ich sogleich vollzog. Die Bauern zogen die Hüte ab.

Dieses Gewehrpräsentieren hat nachher auch ein Gezänke veranlaßt. Hegetschwäler rapportierte der Regierung, der Landsturm habe sie mit Achtungsbezeugungen empfangen und das Gewehr präsentiert. Oberst Weiß in seiner Flugschrift und andere radikale Blätter sagten, dies sei unwahr. Was ich hier erzähle, ist das Richtige an der Sache, und Hegetschwäler hat uns wahrscheinlich bona fide zum Landsturm gezählt.

Er erwiederte unsren Gruß, sah aber blaß und verstört aus. Ich glaube, die Ahnung des Todes hatte ihn schon erfaßt. „Sind dort weiter hinten auch noch Leute?“ fragte er einen Mann mit unsicherer Stimme. Damals schien es mir, Hegetschwäler sei erschrocken über das Eintreffen der Bauern; allein Hauptmann Fehr, der ihn gleich nachher noch sprach, hat mich seitdem belehrt, daß Hegetschwäler im Gegenteil über die geringe Zahl und die klägliche Verfassung der Bauern bestürzt gewesen sei; denn, wie gesagt, Gewehre waren beinahe gar keine sichtbar, und die einzige außergewöhnliche Ausstattung, die ich bemerkte, waren große Stecken, größer als sie sonst der Bauer mit sich führt, die eine am Straßenbord sitzende Reihe von 30 bis 40 Mann neben sich liegen hatte.

Die Regierungsglieder, beide unserer Sache zugetan, traten ins Wirtshaus, und alle Umstehenden zweifelten nicht, daß alles im Guten ablaufen werde. Ich sah nach der Uhr und fand, daß, wollte ich mein gegebenes Wort halten, es Zeit für mich sei, nach der Stadt zurückzukehren. Da bemerkte ich unter den Umstehenden den seligen Fritz Dürler<sup>1)</sup> in Offiziersüberrock und

---

<sup>1)</sup> Der erste Tödibesteiger, der hernach am Uetliberg verunglückte.

den Degen an der Seite. Ich bat ihn, die Führung meines Zuges zu übernehmen, den er dann auch etwa eine Viertelstunde später nach der Stadt zurückgeführt hat.

Als ich die Halseisengasse<sup>1)</sup> hinabging, kam mir eine Dragoner-Patrouille entgegen. Wäre in diesem Moment Major Nebel mit seinen 20 à 30 Reitern nach Obersträß geritten, so hätte sein erstes Erscheinen das Auseinanderlaufen des ganzen Haufens bewirkt. (Aber damit wäre die Insurrektion nicht unterdrückt gewesen, denn die Rechten kamen erst am Mittag und Abend.) Auf der Münsterbrücke traf ich einen mir längst bekannten recht-schaffenen Bauersmann von Wädenswyl. „Ach Gott, sagte er, was ist denn das? Die unsrigen sind noch ganz unwissend darüber.“ Ich ging zu Ziegler ins Stadthaus, berichtete, was ich gesehen. „Ja, ja, sagte er, ich glaube auch, es werde alles arrangiert werden. Wenn aber die Regierung nicht nachgibt, so dürfte es am Nachmittag doch noch zu Auftritten kommen.“ Ich ging nach Hause zum Frühstück, und vor acht Uhr stand ich an meinem Zahltisch in der Bank.

Die Infanterie der Militärchule hatte die Brücke verlassen und sich hinter die Reiter zurückgezogen. Die Reiter standen beim Hause zur Waag; einige bildeten eine Chaîne über den Münsterhof zur Storchengasse. Sie hatten Befehl, niemanden die Chaîne überschreiten und so den hinteren Teil des Münsterhofs betreten zu lassen. Allein gerade um acht Uhr, als Bankdirektor Finsler nach seiner Wohnung, die innerhalb der Chaîne lag, gehen wollte und deshalb angehalten ward und sich ausspielen mußte, bemerkte er zu seinem größten Erstaunen, daß Kantonsrat Studer von Wipkingen in Bürgerkleidern zu Pferde und mit abgedeckten Pistolenhülfstern ohne Umstände durch die Chaîne ritt und sich längere Zeit mit Nebel besprach. Studer

---

<sup>1)</sup> Sezt Künstlergasse.

kam nämlich von Oberstrass, wo er, ob schon als radikaler Häuptling bekannt, furchtlos im Schritt mitten durch den Landsturm geritten war. Hernach sah man ihn den ganzen Vormittag hindurch in der Stadt, als die radikale Sache längst verloren war. Hätten die Radikalen an ihrer Spitze noch ein paar solcher Kameraden wie Nebel und Studer gehabt, so wäre es ein heißer Tag geworden; aber unsere Sache hätte dennoch gesiegt.

Um acht Uhr öffnete ich, wie gewohnt, mein Guichet und stellte Geld auf. Es kamen Leute zur Kasse, auch ins Comptoir, weil der Freitag ein Skontierungstag ist. Da kam gegen neun Uhr ein Mann mit fünf weißen Banknoten, strich sein Geld eilig ein und sagte dann: „Herr M., wissen Sie, daß das Neumünster Sturm läutet?“ Ich rief diese Neuigkeit (welche, wenn ich nicht irre, in diesem Augenblick noch voreilig war) ins Comptoir hinaus, der Direktor rief zurück: „Dann müssen wir schließen.“ Ich schlug das Guichet zu, und im nämlichen Augenblick kam der Kassadiener ins Zimmer gestürzt: „Sie kommen alle nach der Stadt!“ und eine dritte Stimme rief: „Da sind sie schon!“ Wirklich kam eine dicke Kolonne den jenseitigen Quai heraufgezogen.

Bernhard Hirzel hat in seiner Schrift die Veranlassung des Einmarsches erzählt. Es schien ihm gefährlich, länger zu zögern; aber Widerstand scheint er wirklich nicht erwartet zu haben, ob schon er den Bauern von Napoleons Siegen sprach, sie gewissermaßen militärisch ordnete und die Stöcke am dünnen Ende, „das Dicke in die Höhe“, tragen hieß. Ich glaube, er wollte vor die Post ziehen und die Regierung zur Abdankung nötigen. Auch wollte man den Leuten zu essen geben. Vielleicht, wenn er in der großen Stadt, z. B. auf dem Hirschengraben, Halt gemacht und daselbst entweder die Verstärkung vom See abgewartet oder eine Anzahl freiwilliger Bürger veranlaßt hätte, vor den Bauern herzuziehen, so wäre kein Blut geflossen; denn entweder hätte

Uebel sich dem Anmarsch der Bürger, die er an den weißen Binden erkannte, nicht widersezt, oder dann hätte man ihn, weil die meisten Bürger etwas Munition hatten (aus dem Zeughaus war ihnen keine verabfolgt worden) schnell verscheucht. Allein das ist eben der Umstand, daß die guten Gedanken erst hinternach kommen, sonst hätte ich sie selbst am Morgen dem Dr. Rahn eingeben können.

Der Landsturm marschierte vier Mann hoch, an der Spitze zirka 100 Mann mit Gewehren, ich glaube, kein halbes Dutzend Stutzer, und die wenigsten hatten Patronen. Dann folgten die mit den Stöcken. Indes Hirzel mit der Tête der Kolonne über die untere Brücke zog, bemerkte ein alter Kriegsmann, der unten an der Marktstraße dem Zug zusah, den Dr. Rahn, „es wäre so artig, wenn die andere Hälfte des Zugs seinen Weg über den Quai und die Münsterbrücke nähme.“ Rahn befolgte diesen Rat und diese Abteilung des Landsturms habe ich zuerst gesehen. Es war die zahlreichere Hälfte, zirka 800 Mann. Die Stärke des Gesamthaufens mag nicht viel mehr als 1500 Mann gewesen sein.

Singend rückten sie heran; die Melodie konnte ich nicht unterscheiden; Waffen hatten sie keine als Stöcke, Zaunstecken, ja einige nur kleine Haselruten, und Bürkli's Zeitungswitz war ganz treffend, wenn er, die Regierung und den Bürgermeister Hirzel zum Goliath stempelnd, an die Schriftstelle erinnerte: „Bin ich denn ein Hund, daß du mit Stecken zu mir kommst.“ Ein Schwarm von Zuschauern aller Stände, Jungen und Alte, ja selbst Mädchen, begleitete den Zug ganz arglos.

Ich raffte mein Geld zusammen, trug es ins Depot, lud eine Pistole. Da fiel hinter dem Hause ein Schuß; nach einer kurzen Pause erfolgte das Gefnatter von einem Dutzend Schüssen. Ich eilte nach dem hintern Zimmer, wo alles Bankpersonal versammelt war, und als ich eintrat, jubelten die jungen Herren:

„Juhe! Die Dragoner fliehen!“ Was ich nun sah, war folgendes: Der Platz voller Bauern, aus deren Mitte kein einziger Schuß mehr ging (weil sie keine Munition mehr hatten); mitten im Gedränge ritt ein Dragoner ungefähr bis vor die Türe der Fraumünsterkirche vor mit hochgehaltenem Säbel. Ich kannte ihn nicht, aber einer unserer jungen Leute, der seitdem gestorben ist, rief: „Das ist der verfl . . . Nebel“ und machte Miene, auf ihn anzuschlagen, als ihm der Bankdirektor in den Arm fiel. Ungefähr auf zwei Pferdeslängen hinter Nebel war ein zweiter Dragoner, den unsere Herren für den Leutnant Weber von Dürnten hielten; alle übrigen Reiter standen in der Poststraße, und es fielen mitunter PistolenSchüsse, welche niemanden trafen. Jener zweite Reiter zog sich bald zurück, und Nebel ebenfalls. Auch daß ein Pferd stürzte, hatte man gesehen; es war aber nur auf dem Pflaster ausgeglitscht, und dem Reiter taten die Bauern nichts zu leide, sondern ließen ihn den andern ruhig nachreiten.

Jetzt aber fielen einzelne Schüsse aus den nächst dem alten Zeughaus gelegenen Häusern, und zwar zumteil StutzerSchüsse; denn unter den Militärschülern war ein Dutzend Scharfschützen. Nahe an der Stelle, bis wohin Nebel vorgedrungen war, hob man einen Toten auf, dem der Hinterkopf weggesprengt war. Unsere Leute glaubten, Nebel habe ihm denselben weggehauen; allein Nebel hat wenige Tage später einem Freunde (und zwar einem Radikalen, dem er die Wahrheit nicht zu verhehlen brauchte) beteuert, sein Säbel habe niemanden berührt. Gleichzeitig ward ein zweiter Toter aufgehoben, ungefähr neben dem Eckhause an der Postgasse.

Jetzt marschierte Hirzel mit allen Gewehrtragenden nicht übereilt über die Münsterbrücke zurück und am obern Quai zur Stadt hinaus. Wenn ich mich recht besinne, machte er am obern Quai eine Weile Halt und strich sich erst, als Rahns wehrlose Flüchtlinge gerannt kamen.

Hirzel hatte sich beim Debouchieren aus der Storchengasse auf dem Münsterhof rechts gegen die alte Zeughausgasse gezogen, Rahn hingegen drang mit seiner Abteilung in die Poststraße hinein, indes ein anderer Haufe, die hintersten seines Zuges, etwa 200 Mann, ihren Weg von der Münsterbrücke durch den Kraß nahmen, um längs dem Fröschengraben auf das neue Zeughaus loszugehen. Allein einige Salven der dort aufgestellten Infanterie trieben auch diese beiden Abteilungen, wovon einzelne bis an die Mündungen der Gewehre vorgerannt sein sollen (daher die unverhältnismäßige Zahl Toter gegenüber den nur Verwundeten) zurück, und in wilder Flucht kamen anfangs diejenigen aus der Poststraße, dann die aus dem Kraß zurückgerannt, und es trat eine Pause ein, eine Totenstille; auf dem Münsterhof, auf der Brücke war kein Mensch mehr zu sehen. Von den Dragonern zeigten sich ein paar am Ausgang der Postgasse, aber weiter vor ging keiner.

In den nächstfolgenden Tagen, als vieles übertrieben und unrichtig erzählt wurde, hat man gesagt, Bänninger, der in griechischen Diensten als Reiter gestanden hat, habe in der Poststraße einem 15 jährigen Bauernjungen, der da, wo jetzt die Bains de l'hôtel Baur stehen, fliehend über einen Lattenhag kletterte, in den Kopf gehauen, und Bänninger selbst soll einige Monate später von seinem blutigen Säbel geprahlt haben, „der habe Aristokratenblut getrunken.“ Allein am Sonntag den 8. September hat mir Dr. Vocher-Zwingli (chirurgischer Direktor des Spitals) versichert, alle Verwundeten im Spital haben Schußwunden, er habe keine andere Wunde gesehen.

Jene bange Stille unterbrach zuerst der Schall einer Trommel, und wir sahen einen kleinen Trupp Bürgergarde vom Stadthaus her anmarschieren. Ich glaube, daß es in diesem Augenblick war, daß wir zu unserer Verwunderung noch einen Schuß vernahmen. Mit Bestimmtheit kann ich es nicht sagen,

wohl aber, daß jener vereinzelte Schuß (der Hegetschwäler tötete) erst eine geraume Zeit, nämlich mindestens fünf Minuten nach dem Gefecht erfolgte. Die kleine Schar kam näher, voran Oberstleutnant Ziegler zu Fuß, im schwarzen Träck mit Militärhut, den Degen in der Scheide, dann mehrere Schritte hinter ihm der Tambour, Oberstleutnant Fritz Schultheß (Buchhändler), als Kommandant der Truppe mit gezogenem Degen und zwei kleinen Züge, jeder zu circa 20 Mann. Plötzlich läuteten auch alle Glocken der Stadt und verkündeten den Zutritt Zieglers zur Insurrektion.

Auf dem Münsterhof zog sich diese kleine Abteilung anfangs rechts, indem Ziegler zuerst sich gegen den Oberstleutnant Markwalder wandte (der mit Regierungstruppen den Ausgang der Straße „in Gassen“ bewachte) um ihm seine Erklärung zu geben. Markwalders Antwort lautete ganz befriedigend, und nun sah auch Ziegler, wie der wackere Rüscheler schon in Verfassung war, ihn von dieser Seite her zu schüzen. Dann wandte sich Ziegler wieder links und marschierte durch die Poststraße. „Als ich nun“, so erzählte mir Fritz Schultheß, „am jenseitigen Ausgang der Poststraße anlangte, so gingen „die Flügel der nähern Türe des neuen Zeughauses auf, und „eine Kanone war gegen uns gerichtet. Neben ihr stand Oberstleutnant Konrad Orell, jünger (ein Radikaler, jetzt Dampfschiffverwalter).<sup>1)</sup> Ich machte Halt und gab dem ersten Zuge eine „schiefe Richtung, um ihn weniger auszusezken, falls die Kanone „losginge; aber dennoch hätte es unser etliche gekostet. Ob schon „es einige blaße Gesichter gab, blieb doch jedermann fest in Reihe „und Glied. Es waren meist ältere Herren, die erst am Morgen „sich gestellt hatten.“

Nachdem Ziegler bei der Bank vorbeimarschiert war, dauerte die Stille auf dem Platz noch volle fünf Minuten. Dann vernahm

<sup>1)</sup> Konrad v. Orelli, \*1799.

man abermals eine Trommel, und vom Grossmünster her, die Salzhausstreppe herab, kam Oberstleutnant Rahn über die Brücke gezogen, am jenseitigen Quai heraus kam Oberstleutnant Weiß,<sup>1)</sup> und auf dem diesseitigen Ufer schloß sich Oberstleutnant Heinrich Orell an.<sup>2)</sup> Wenn ich nicht irre, ist Bürkli einige Augenblicke früher über den Münsterhof gezogen. Es standen nun in der Poststraße zirka 400 Mann Bürgergarde in Kolonne formiert, und die Besitznahme des Posthauses ging von statten.

Es ist mir erzählt worden, daß die Regierungsglieder aus den Fenstern des Posthauses dem Einmarsch der Bürgergarde zuschauten, namentlich auch Bürgermeister Hirzel. Da habe aus dem Zuge des Oberstleutnant Rahn eine Stimme gerufen: „Mache, daß du vom Fenster wegkommst, unglücklicher Tropf“, und Hirzel, der diesen Ruf vernommen und die Mündung eines Gewehres gegen sich gerichtet gesehen habe, sei augenblicklich zurückgetreten und habe die Lösung zum Ausreißen gegeben. Für die Richtigkeit dieses Umstandes kann ich nicht einstehen.

In den ein wenig entfernteren Stadtteilen vernahm man sehr wenig von allem, was vorging. Meinem sel. Bruder Ferdinand,<sup>3)</sup> seit wenigen Tagen aus dem Bad Blumenstein zurückgekehrt, hatten die Hausgenossen aus Schonung für seine angeschlagene Gesundheit in der Nacht nichts mitgeteilt. Erst gegen 8 Uhr morgens, nachdem er die Sachen vernommen, ging er ins Stadthaus, um ein Gewehr zu nehmen. Gleichzeitig trafen in der nämlichen Absicht, aber vielleicht in Beziehung auf das Gewehr zu anderm Zweck, zirka 30 Studenten daselbst ein. Die Antwort an männiglich war, man habe keine Gewehre mehr. Mein Bruder ging nun nach Stadelhofen, um die Meinigen zu besuchen, fand sie im Hause versammelt, Frau und Kinder, letztere

<sup>1)</sup> Heinrich Weiß, \*1798.

<sup>2)</sup> Heinrich v. Orelli, \*1794.

<sup>3)</sup> Ferdinand Meier, \*1799, Regierungsrat, Vater von C. F. Meier.

erfreut über die unerwarteten Ferien. Indes man sich sorglos unterhielt, kommt unversehens ein Haufe Bauern aus der Stadt fliehend dahergerannt, als ob ihnen der Kopf brenne, hinter ihnen drey Heinrich Spöndli außer sich vor Zorn und rufend: „Haltet, haltet doch, ihr . . . . .“ Unbekannt mit der Veranlassung lachten die Meinigen ganz herzlich über diese komische Erscheinung, als auch Hürlimann erschien, ruhigen Schrittes einhergehend: „Wir haben ein kleines Scharmützel gehabt“, antwortete er lächelnd seinem Bruder auf seine Fragen — „Leider einige Tote; die Leute sind ein bischen erschrocken. Ich werde sie vor der Stadt wieder sammeln und dann aufs neue vorwärtsgehen.“ Überhaupt war seine Haltung ruhig. (Bernhard Hirzel hingegen, wie alle so lebhaften Leute, war einen Augenblick sehr erschrocken).

Von Hauptmann Fritz Fäsi, der nebst Oberstleutnant Hirzel-Blarer den Posten der Bürgergarde am Ausgang von Stadelhofen kommandierte, habe ich vernommen, eine kleine Zahl der Flüchtlinge, meist von der Abteilung Bernhard Hirzels, habe sich dort gesammelt, und deren Führer haben die Herren Hürlimann, Dr. Rahn und Spöndli dringend um Patronen gebeten, weil es ihnen, wie schon oben gesagt worden ist, ganz an Munition fehlte. Man konnte ihnen aber nichts geben, weil man erwartete, die wenige Munition, die man besaß, noch selbst gebrauchen zu müssen; denn ungefähr gleichzeitig erhielt Fäsi den Befehl, mit seinem Zug auf den Grendelplatz zu marschieren und sich da-selbst nach dem Stadthaus überzuschiffen.

Einige Augenblicke später traf endlich die ersehnte erste Hülfe vom See ein, etwa 30 ältere Männer, Scharfschützen von Küsnacht, Erlenbach und Herrliberg.. Spöndli empfing sie mit dem kleinen Überrest der Pfäffikonner, erzählte ihnen, daß Hegetschwyl er gemordet worden sei, und mit wildem Geschrei verlangten sie vorwärts geführt zu werden. Ich sah sie über die Brücke daher

kommen; da wurden keine Psalmen gesungen, und es waren nicht die blassen Gesichter des armen Berglandes, sondern die gebräunten und geröteten der Weinbauern. Mit raschen Schritten, die schweren Standstücker zum Anschlagen bereit haltend, kamen sie vorwärts, mit ihnen die beherztesten der Pfäffikonner, die nun ihre Stöcke mit enormen Sparren vertauscht hatten. Auf der Brücke erhielt Spöndli den Bericht, daß Zeughaus sei übergeben. Bei der Bank machten sie plötzlich Halt, und es gab einen verworrenen Lärm, indem einige wählten, es stecke noch Militär im Hause zur Waag und dorthin schießen wollten, andere sogar einen Haufen Neugieriger, der aus der Poststraße auf den Münsterhof gelaufen kam (vielleicht um diesen Zug zu bewillkommen), für Feinde hielten. Da warf sich Spöndlin vor sie hin, drückte mit seinem Stock die Stützläufe in die Höhe, und einen der Wildesten, der durchaus schießen wollte, packte er an der Gurgel. Daß ihn da nicht das Schicksal der Leider schon so langen Reihe durch den Landsturm totgeschlagener braver Schweizer ereilte, durfte er wohl als eine besondere Fügung Gottes aufnehmen. Ich zitterte für sein Leben bei dem Gedanken, daß diese Gewehre alle mit Nadelstechern versehen sind, und der Jubel, den sein Tod bei den Feinden veranlassen würde, erfüllte mich mit Grausen. Endlich gelang es ihm, diese Brauseköpfe zu beschwichtigen durch den Ruf: „Jetzt zur Kaserne.“ Dort hätte es beinahe wieder Auftritte gegeben, die aber durch kluges Dazwischentreten verschiedener Freunde verhütet wurden. Noch ehe dieser Auftritt unter unsren Fenstern vorgegangen war, hatte sich der Bankdirektor für einen Augenblick nach seiner Wohnung verfügt. Von ihm vernahm ich, daß die wenigen Schüsse der Bauern, welche, als sie schoßen, noch gar nicht zum Aufmarschieren gekommen waren, sondern in tiefer Marschordnung einander auf Geratewohl über die Köpfe geschossen hatten, meist in die Mauern der jenseitigen Häuser, sogar bis in die dritte Etage, eingeschlagen haben.

Wir hatten schon um 8 Uhr in der Bank einen Landjäger zur Wache erhalten, später kam ein zweiter, dann noch zwei. Die Haustüren waren verrammelt worden, und jeder von uns hatte sein geladenes Gewehr. Was eigentlich diese Demonstration sagen sollte, war mir nicht ganz klar; ich glaubte aber, wir seien bestimmt, unsere Geldsäcke gegen irgend wen aufs äußerste zu verteidigen. Hintennach habe ich aber vernommen, daß man uns gegen niemand hätte schießen lassen, sondern daß man sich mit Protestationen begnügt und dadurch vielleicht Veranlassung gegeben hätte, uns zu entwaffnen und vielleicht als Feiglinge und Verräter zu behandeln. Für künftige Fälle ist durch die neue Sturmordnung der Stadt eine solche schmähliche Rolle von uns abgewendet, indem wir alle verpflichtet sind, mit unsern Mitbürgern für das Allgemeine zu dienen.

Bald nach dem Vorbeimarsche Spöndlis sandte mich der Direktor aus, um an Ziegler das Verlangen zu stellen, daß man der Bank eine starke Wache gebe. Ziegler war nicht zu finden, und ich richtete meinen Auftrag an Bürkli aus, der mit etwa 100 Mann bei der Linde vor dem Feldhof stand. Kaum wagte ich es, mich vor meinen Mitbürgern sehen zu lassen, die hier manhaft sich vor die Kanonen gestellt hatten, indes ich hinter den Jalousien stecken mußte. Es versteht sich, daß mein Begehren abgewiesen wurde. Als ich wieder in die Bank kam, es mochte etwa um 11 Uhr sein, kam der Landsturm der Gemeinde Uster herangezogen. Er war militärisch geordnet, bei diesen sah man die ersten Uniformen für unsere Sache, Scharfschützen und Infanterie, dann Leute mit Sensen, alten Unteroffiziers-Kurzgewehren (dies waren die Hellebarden, wovon die Zeitungen schwatzten), Prügel und Morgensternen (neben vielen improvisierten auch einige echte alte) usf. Später langten die von Wetzikon, ebenfalls militärisch geordnet, an, viele andere vereinzelt und in geordneten Haufen vom See her, von Zumikon,

Detwil, Egg usw. Das Trommeln, Hin- und Hermarschieren hielt den ganzen Nachmittag hindurch an, und da viele Leute einen und denselben Zug, der vielleicht vier- und mehrmals über die Brücken hin- und zurückzog, immer wieder für eine neue Schar hielten, so wurde die Zahl der eingezogenen Bauern weit höher angeschlagen, als sie wirklich war. (Nur bei einem dieser Züge sah ich einen Offizier; Bernhard Hirzel hatte gar keinen bei sich gehabt; die Gofzauer kommandierte ein Arzt; denn die meisten Offiziere der Landschaft gehörten zur Straußenpartei.) Am späten Abend trafen aber noch von Gofzau, Wald und Hinwil her zirka 500, von Wädenswil und Richterswil 800 Mann ein, sodass die Zahl der Bauern, die in der Stadt und den allernächsten Außengemeinden übernachteten, wohl an die 4000 stieg.

Was von der Sihlseite herkam, habe ich nicht gesehen, aber von zuverlässigen Leuten vernommen, daß Dr. Escher<sup>1)</sup> (nicht zu verwechseln mit Dr. Rahn-Escher, wie es die Bauern häufig taten) gleich bei den ersten Tönen der städtischen Glocken mit einem Trupp von 50—60 wohlbewaffneten Männern der Gemeinde Auferstahl durch den Thalacker einzog, wo er der sich zurückziehenden Militärschule begegnete. Sulzberger schwang sein Schnupftuch, da ihm hier keine Stöcke, sondern geladene Stutzer begegneten, erklärte, keine Feindseligkeiten verüben zu wollen, und erlangte dagegen die Erlaubnis, die Kaserne zu beziehen. Wie nun das „wilde Heer“ vom See eintraf (so nannte man Spöndlis Truppe), verhütete Dr. Escher Erzesse und erwirkte, daß die Militärschüler nicht in forma das Gewehr strecken mussten, sondern vereinzelt mit Zurücklassung der Waffen nach Hause gehen durften. Da hier vom Schicksal des Militärs die Rede ist, so mag auch noch folgender ebenfalls aus ganz zu-

---

<sup>1)</sup> Heinrich Caspar v. Escher (G. vom Luchs), \*1808.

verlässiger Quelle berichteter Umstand Platz finden. Oberst Hirzel hatte sich aus den Instruktions-Offizieren und Unteroffizieren, meist gedienten Soldaten, auf die er sich unter allen Umständen verlassen zu dürfen glaubte, eine Reserve von zirka 16—20 Mann formiert und dieselbe „in Gassen“ (Name einer Straße) im Mittelpunkt seiner Defensionsstellung plaziert. Als nun der Moment eingetroffen war, da er diese seine Veteranen vorzuführen gedachte, fand er nicht einen mehr auf dem Platz, indem sie sich zerstreut und in die entlegensten Winkel des Zeughauses verkrochen hatten. Hirzel hat gegen einen Freund geäußert, diese Erfahrung habe ihn unter allen Bitterkeiten dieser Tage am tiefsten geschmerzt, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich diesem Vorfall die Stimmung zuschreibe, die diesen braven Offizier einen Augenblick der Geistesgegenwart beraubte und ihn die Militärschüler vergessen ließ.

Ich habe schon wiederholt angedeutet, daß, wenn auch Geschütz losgebrannt, die Bauern verfolgt und niedergesäbelt worden wären, die Insurrektion dennoch obgesiegt hätte. Meine Ansicht stützt sich auf das schon Angeführte, was ich selbst gesehen, nämlich daß Hirzel und Rahn ganz wenig Bewaffnete und von diesen noch die Mehrzahl ohne Munition, überhaupt aber meist arme Fabrikler bei sich hatten, daß aber nur eine Stunde später schon aus den wohlhabenderen Teilen des Kantons kräftige, gut bewaffnete Mannschaft heranrückte. Es bleibt nur noch zu beweisen, daß auch die Kunde einer ersten Niederlage die Nachkommenden nicht zur Rückkehr in ihre Dörfer veranlaßt hätte.

Als in der Morgenstunde von 7—8 Uhr im Zentralkomitee in der Zimmerleuten die Ratlosigkeit und Angst den höchsten Grad erreicht hatten, als Ziegler den an ihn Abgeordneten fortwährend erklärte, er nehme an der Insurrektion keinen Teil, solange die Regierung nicht gegen die Bauern Feindseligkeiten verübe und

dadurch die Sicherheit der Stadt gefährde, fasste Fritz Meher, allié Biedermann, aus dessen wahrhaftem Munde (darum man ihn auch zuweilen Meher den Biedermann nennen hört) ich das nachstehende vernommen, den Entschluß, das linke Seeufer zu bereisen und Volk zu holen. Mit einer offenen Ordre Hürli-manns in der Tasche fuhr er mit dem Zuger Postwagen bis auf die Höhe diesseits Adliswil, rannte von da zu Fuß nach Kilch-berg hinein zum Pfarrer und bat ihn, stürmen zu lassen. Dies geschah sogleich nach eingeholter Zustimmung einiger Gemeinde-vorsteher, und die Glocken von Kilchberg waren die ersten am See, die sich hören ließen; ja man vermutet, daß ihr Geläute Bernhard Hirzels Einmarsch verursacht habe.

Von Kilchberg, wo er ein Führerwerk erhielt, eilte Meher weiter. Ohne sich in dem straußischen Thalwil aufzuhalten, wo er früher als Kaufmann angesiedelt von jedem Kinde ge-kannt ist, wo ein guter Schlag Leute wohnt, aber Pfarrer Sprüngli,<sup>1)</sup> Bürgermeister Hirzels Schwager, der guten Sache im Wege stand, hoffte er in Oberrieden, dessen meiste Bewohner noch echte, biedere Landleute sind, die beste Aufnahme zu finden. Pfarrer Geßner,<sup>2)</sup> Sohn des greisen Antistes, Enkel Lavaters, steht dieser Gemeinde vor. Als ihn nun Meher bat, läuten zu lassen, trat jener einen Schritt zurück und schrie im Kanzeltone: „Herr! wissen Sie, was sie tun? Das heißt: Re=vo=lu=ti=on!“ „Das ist nicht die Frage, wie es heißt,“ antwortete mit unter-drücktem Ärger der Biedermann, „sondern ob Sie den armen Leuten aus dem hintern Land helfen oder sie im Stich lassen wollen.“ „Nein, in Gottes Namen, nein“, war die Antwort. „So werden es andere tun“, erwiderte Meher trocken und setzte den Weg nach Horgen fort zum Posthalter Stünzi (seitdem wieder

<sup>1)</sup> J. J. Sprüngli, der bekannte Sängerpfarrer, \*1801.

<sup>2)</sup> Caspar Georg G., \*1801.

radikal geworden, wenn ich nicht irre, wegen der neuen Straße), welcher sogleich einige Freunde kommen ließ. „Nein“, hieß es, „stürmen geht nicht an, wir wollen unsere Freunde sonst zusammenrufen und unbewaffnet nach Zürich gehen, wie zur Landsgemeinde in Kloten.“ Mit dieser Antwort sich begnügend, fuhr Meier weiter nach Wädenswil, und als er sich diesem Flecken näherte, hörte er zu seiner freudigen Überraschung in Horgen läuten. Raum hatten sich nämlich die Leute daselbst versammelt und die ihnen bisher von ängstlichen Führern vorenthaltene Kunde von dem Marsch der Pfäffikonner vernommen, so war nur eine Stimme, man müsse den armen Leuten helfen und alles Volk durch die Glocke zusammenrufen. Die auf dem Kirchhof versammelten Herren der Gegenpartei und der vornehmen Welt hielten einige Zeit durch ihre Vorstellungen das Volk zurück. Da kam aber die Kunde, man schlage sich in Zürich, und nun wurden die friedlichen Herren sanft zur Seite geschoben, die Kirchtüren mit Gewalt geöffnet und die Glocken gezogen. „Hört Ihr, wie lustig sie in Horgen läuten“, sagte nun Friß Meier dem Freund, bei dem er in Wädenswil abstieg. Aber auch dieser riet vom Läuten ab und befürchtete, es könnte traurigen Auftritten rufen. Aber man wolle die Leute versammeln und dann vereint mit den Richterswilern nach der Stadt ziehen. In Richterswil saß der wackere alte Hürlimann, Vater des begeisterten Führers der schönen christlichen Bewegung dieses Jahres, mit den Seinigen beim bescheidenen Mittagsmahl. „Das steht nicht gut“, meinte er, nachdem er den Sohn des ihm seit fünfzig Jahren befreundeten Meierischen Hauses begrüßt und angehört hatte. „Mein Sohn hat immer gehofft, es lasse sich noch alles „auf gesetzlichem Wege oder doch ohne Gewalt in Ordnung bringen; aber da die Sache nun so weit gekommen ist, so müssen wir auch nach der Stadt ziehen. Läuten lasse ich nicht; „aber ehe Ihr werdet mit mir zu Mittag gegessen haben, sollen

„einige hundert beisammen sein.“ Wirklich hatte Meier kaum ein paar Bissen zu sich genommen, so wimmelte der Platz vor dem Hause von großen starken Männer: „Quartierhauptmann“, fragten sie den Alten, „sollen wir die Stutzer holen?“ „Nein“, war der Bescheid, „wir gehen ohne Gewehr.“ Somit setzte sich die Schar in Bewegung. Wenige hundert Schritte außerhalb des Dorfes schallte ihr das Geläute von Wädenswil entgegen und von eben daher kommt Dr. Schmid (der Sprecher an der heillosen Bassersdorfer Versammlung vom Jahr 1832, diesmal sein demagogisches Talent der guten Sache widmend) und ruft: „Freunde, jetzt muß alles an alles gesetzt werden; man schlägt sich in der Stadt, der Platz beim Feldhof liegt voller Tote, Hegetschwüler ist erschossen.“ Sofort eilt alles ins Dorf zurück, bewaffnet sich, rückt nach Wädenswil und mit der dortigen Mannschaft vereint nach Zürich, wo die Schar bei einbrechender Nacht eintrifft.

Weniger entschlossen hatte sich der obere Teil des rechten Seufers gezeigt, wohin Franz Meier\*), des vorgenannten Bruder, ohne von dessen Reise am andern Ufer etwas zu wissen, etwas später abgegangen war. In Meilen wurde zwar geläutet, allein die Mitglieder des Gemeinderates zeigten große Unschlüssigkeit, und selbst bei der bewaffneten Mannschaft, die sich versammelte, äußerte sich anfangs wenig Lust zu marschieren. Eine wackere Frau trat vor sie hin und sprach: „Seid Ihr Männer? Schämt Ihr Euch nicht? Beim Sapperment, trüge ich Hosen, ich wäre längst auf dem Weg nach der Stadt.“ Endlich setzte sich ein kleiner Trupp in Bewegung. Franz Meier eilte nach Mändorf, trat vor den versammelten Gemeinderat und stieß auf große Zaghastigkeit, Ausreden aller Art, man wolle einen Befehl

---

\*) Anm. des Verfassers. Jetzt, im Jahr 1843, vor einigen Wochen von seiner Gerichtsstelle durch die in ihrer Mehrheit aus Weinschenken, Pseudodoktoren usf. bestehende Bezirks-Wahlversammlung abberufen.

von Hürlimann, man wolle abwarten, was die Stäfner tun. Da kam der Bericht, man schieße sich in der Stadt herum. „Jetzt ist mein Platz in Zürich“, sagte Meier, und reiste in Eile nach der Stadt zurück. Besser ging es in Stäfa. Als diese jenseits des Sees läuteten hörten, brach sogleich eine Schar, von Leutnant Bünter geführt, nach Zürich auf, und wahrscheinlich folgten jetzt erst auch die von Männedorf.

Über Hegetschwylers Tod berichtete mich noch am nämlichen Tage ein höchst achtungswürdiger Gelehrter unserer Vaterstadt, Professor Ulrich Fäsi, der den Verwundeten aufheben und nach der neuen Post tragen half. Daß ihn ein Reiter geschossen hatte, sah er mit eigenen Augen. Daß dieser Reiter vorher das Papier gelesen hatte, welches Hegetschwyl er in die Höhe hielt und das den Befehl enthielt, den Widerstand einzustellen und das Zeughaus der Bürgergarde zu übergeben, haben mehrere achtbare Männer gesehen. Auch ist wenige Tage nachher erzählt worden, der unschuldig angeklagte Fenner (er hatte an jenem Morgen das Pferd mit einem andern gewechselt, daher der Irrtum) habe geäußert, er wolle keinen Kameraden kompromittieren, wenn es nicht durchaus notwendig werde. Dieser Not überhob ihn die Amnestie. Den Mörder aber kennt jeder, der ihn kennen will.

Hegetschwyl er hat uns Stadtzürchern viel Schaden zugefügt durch seine Leidenschaftlichkeit in den Jahren 1831 — 1833. Immer fürchtete er Reaktionen und wünschte, ihn als einen Sprecher von Uster\*), würde dann zuerst die Rache der Städter treffen

---

\*) Anm. des Verfassers. Auch in Uster ist Hegetschwyl er durch andere vorgeschnitten worden. Der Haupturheber jener Volksversammlung war Oberst Brändli, zwar Bürger des Kantons Zürich, aber in Tona, St. Gallen, sesshaft, der seine Emissäre im Lande herumsandte, nachdem ihm der bekannte Schulmeister in Straßburg zugeschrieben, das französische Ministerium werde durchaus nicht zugeben, daß von andern Mächten auffälligen Bewegungen in der Schweiz Einhalt getan werde.

und er vielleicht auf die Richtstätte geführt werden, wie der Großvater seiner Frau, der schwärmerische Bodmer von Stäfa. Dadurch wurde er das Werkzeug schlauerer Köpfe, die ihn aufzutreiben und vorzuschieben verstanden und ihn für die Erreichung ihrer Pläne benutzt, indes ihm selten die Durchführung einer eigenen Idee gestattet ward. Sobald aber einmal jene tolle Furcht von ihm gewichen war, kehrte seine frühere humane Denkweise zurück, und sein christlicher Glaube, den er zu keiner Zeit verleugnet hatte, empörte sich bei der Verkündung der Straußischen Lehre. Sein Tod war großartig; denn als alle Bedienten der Regierung davor zurückbebtten, das Blatt Papier auf die Straße zu tragen, die soeben der Schauplatz des Gefechtes gewesen und auf der noch Leichen und Schwerverwundete herumlagen, drängte Hegetschwäher sich hinzu, um den Auftrag selbst auszurichten und fiel für Gott und das Vaterland.

Während einiger Stunden waren wir nun ohne eine Regierung. Dieser Gedanke hatte für mich bei aller Freude, die ich über den Sturz der bisherigen empfand, dennoch etwas Unheimliches, besonders beim Hinblick auf die vielen Menschen, die in den Straßen umher rannten, die zwar meist heitere Gesichter hatten, und unter denen sich Jung und Alt sorglos herumbewegte, von denen aber jeder sein Recht auf das Gewehr, das er mit sich führte oder auf einen enormen Prügel zu stützen schien, und es war mir leichter ums Herz, als uns ein vom Rathause herüberschallender lauter Jubel und das Aufpflanzen der geliebten weiß und blauen Fahne (die sonst in neuerer Zeit beinahe ganz durch die Liestaler Farben verdrängt ist<sup>1)</sup>) den Zusammentritt einer provisorischen Regierung ankündigte. Ich habe seitdem vernommen, daß ich nicht der einzige war, den jenes unheimliche Gefühl anwandte. Viele beunruhigte auch beim Herannahen

---

<sup>1)</sup> Liestaler Farben: Die eidgenössischen Farben, die, wie es scheint, das VII-Konkordat mit Vorliebe als Wahrzeichen benutzt.

des Abends der Gedanke, ob die Masse des in den Straßen müßig auf und nieder ziehenden Volkes die Nacht über in Ordnung zu halten sei; auch ging allerlei Gerede unter dem Volk von einem radikalen Hauptquartier in Winterthur oder Regensberg, wo sich Bewaffnete versammelt hätten und der gleichen mehr.

Etwa um 5 Uhr nachmittags erhielt ich die Erlaubnis, die Bank zu verlassen und einer Aufforderung Zieglers Folge zu leisten, der mich in das Stadthaus rief. Die erste Sorge der provisorischen Regierung war, für die Nacht einige Ordnung in die Volksmasse zu bringen, unter welche inzwischen von der Stadt Speise und Trank ausgeteilt worden war (der Stadtrat hatte schon am Morgen, als der Landsturm noch in Oberstraz war, im Spital zwei Ochsen schlachten lassen) und wovon viele bewaffnet zu werden verlangten. Die Regierung ernannte daher Ed. Ziegler zum Stadtkommandanten und befahl ihm, aus der Bürgergarde und dem bewaffneten Volk drei provisorische Bataillons zu formieren. Wenn ich nicht sehr irre, so war im Beschlusse angedeutet, daß die Kompagnien aus Bürgern und Bauern gemischt sein sollten, jedenfalls verstand Ziegler den Befehl in diesem Sinne und wollte ihn auch in dieser Weise vollziehen. Wie ich in das Stadthaus kam, war man eben beschäftigt, das Offiziers-Verzeichnis für diese provisorische Armee anzufertigen, worauf mein Name als Kommandant der 1. Kompagnie des 1. Bataillons sich angemerkt fand. Es waren da mehrere alte Offiziere versammelt, aber keiner hatte Lust, das Kommando eines solchen Bataillons zu übernehmen, ja es ließen sich Stimmen vernehmen, daß man sich bedanke, neben solchem Volk in Reih und Glied zu stehen, daß man auch keine Verpflichtung gegen irgend eine Regierung oder Komitee, sondern nur für die Sicherheit seiner Vaterstadt anerkenne. Die Herren Oberstleutnant Bürkli und Nüssheler, welche auch gerufen wurden,

ersuchten einfacher Weise, sie in ihren bisherigen Verhältnissen zu belassen, und kehrten, da Ziegler als jüngerer Offizier ihnen nichts mehreres zumuten wollte, sogleich auf ihre Posten zurück. Als die Reihe an mich kam, erklärte ich kurz, daß ich allenthalben hingehen werde, wo man mich hinstelle, nur mit dem Vorbehalt, mich morgen früh um 8 Uhr wieder nach der Bank verfügen zu dürfen, machte aber auf die Nachteile aufmerksam, welche eine Inkorporierung der Bürgergarde in die Landsturm-Bataillons mit sich führen müßte, und Oberstleutnant Fritz Schultheß, der den Chef d'Etat-Major vorstellte und wegen seines überaus ruhigen Wesens bei Ziegler viel Eingang fand, unterstützte mich, sodaß endlich Ziegler seine strengen Grundsätze von buchstäblicher Vollziehung der erhaltenen Befehle zum Opfer gab. Ich eilte nun ein Seitengewehr umzuhängen und verfügte mich auf den Platz vor dem Feldhof, wo die mir bestimmte Mannschaft, zirka 200 Mann, auf drei Glieder formiert, bereitstand, die meisten unbewaffnet, keiner uniformiert, junge und alte, einige wenige jetzt schon besoffen, sonst aber alles ehrliche Gesichter; ich der einzige Offizier, ein halbes Dutzend wurden mir als Unteroffiziere bezeichnet. Ich führte mein Volk zum Zeughaus, und unterwegs ließ mir der Banksekretär Ott, früher Offizier bei Bleuler,<sup>1)</sup> in die Hände, den ich sogleich zum Leutnant erkor. Diejenigen Individuen, die mir als meine Leutnants auf der Kontrolle zugeschrieben waren, habe ich nie zu sehen bekommen. Beim Zeughaus erhielt jeder meiner Genossen (Untergebene kann ich sie füglich nicht heißen) eine Flinte, dann fünf oder sechs Patronen, letztere steckte jeder in seine Hosentasche. Die wenigen, welche Spieße oder Brügel hatten, ließen dieselben im Zeughaus in Verwahrung. Dann marschierte ich, als eben die Abenddämmerung eintrat, in aller Stille, ohne

---

<sup>1)</sup> d. h. in dem französischen Schweizerregiment dieses Namens.

meinen Tambour schlagen zu lassen, zur Predigerkirche. Als ich in diese eintrückte, war daselbst ein Haufen unbewaffneter Bauern aus dem Wehntal, bei einer leeren Weintanze geistliche Lieder singend. Mein Volk suchte ich nun einzuteilen, bestellte einen Feldweibel und einige Unteroffiziere. Da brachte man aus dem Spital einen Sarg mit einem der heute Getöteten, um ihn in dem Chor der Kirche zu den schon dahin gebrachten aufzustellen, und alsbald stimmten die Bauern das Lied an: „Wie sicher lebt der Mensch, der Staub.“ Raum war der Gesang beendigt, so wandte ich mich an einen Kirchenvorsteher (Dr. Meier-Ochsner), der hier die honneurs machte, und eröffnete ihm, wie ich nun gesinnt sei, die Kirche ausschließlich für meine Kompagnie in Besitz zu nehmen und alles unbewaffnete Volk und alle müßigen Zuschauer daraus wegzuweisen. „Wo denken Sie hin, mein „Lieber“, war die Antwort, „alle diese Leute hier (auf die be-„öffneten Wehntaler hinweisend) gehören zu Ihrem — Bataillon.“ Ich erschrak über die unerwartete Charge weniger, als über den unerwarteten Zuwachs. Da kam Hans Ziegler, der, wie oben bemerkt, bei der Neumühle kommandierte, und fragte, ob ich ihm nicht einige Mannschaft zur Verstärkung des Postens beim Schützenhause abtreten wollte. „O ja“, antwortete ich schnell, „nimm dreißig, sechzig nach Belieben.“ Er warf einen Blick der Verwunderung auf mich, dann einen zweideutigern auf meine Mannschaft: „Gib mir lieber einen guten Offizier.“ Damit konnte ich ihm freilich nicht dienen, da Ott, den ich ohnehin selbst bedurfte, gerade für einen Augenblick sich entfernt hatte, empfahl ihm aber einen meiner soi-disant Unteroffiziere als ein brauchbares Subjekt und wurde somit von 30 meiner Untergebenen erlöst. Übrigens versprach ich ihm auf den ersten Schuß mit meinem ganzen Armeekorps zu Hülfe zu kommen, zumal ich durch keine Befehle an meinen Platz gefesselt war. Auf ein Dutzend brave Burschen glaubte ich zählen zu dürfen; von den

andern setzte ich voraus, sie würden davonlaufen oder aus Lauter Geschicklichkeit mich selbst totschießen.

Bald überzeugte ich mich, wie schwer es ist, besonders ohne Gehülfen, einen solchen Haufen Leute auch nur für das Nötigste in Ordnung zu behalten. Man brachte ihnen gleich nach unserem Eintreffen Brot und Fleisch und meinte, man wolle ihnen einstweilen keinen Wein mehr verabfolgen. Sie nahmen das Essen dankbar an und sangen dann das Lied: „Wir danken alle Gott.“ Raum war die letzte Strophe verhallt, so wurde mir bemerkt, die Leute seien sehr weit hergekommen und überaus durstig; man möchte ihnen doch ein einziges Gläschen Wein verabfolgen. Auch sei es nicht billig, daß die „Niederländer“ (nämlich die Wehntaler, ich hörte jene Bezeichnung heute zum ersten Male und muß noch hinzufügen, daß diejenige Mannschaft, welche ich selbst zur Kirche geführt hatte, von Rüsnacht, Erlenbach, dann von Ryburg und verschiedenen andern Gemeinden des obern Landes hergekommen war), welche am Kampf keinen Teil genommen haben, Wein erhalten (wovon sie eben die letzten Tropfen ausstranken), sie vom See hingegen Durst leiden müssen. Ich bewilligte nun, daß eine Tanse voll Wein gebracht werde, mit dem Vorbehalt, daß aber eine ordentliche Verteilung durch den Feldweibel stattfinden solle. Mittlerweile bestellte ich eine Art von Hauptwache in einer der Haupttüre zunächstgelegenen Ecke und stellte zwei Schildwachen vor die Türe. Raum waren diese aufgestellt, so ertönte der Schrei: „Die Straußen kommen.“ Es war in der Kirche der Sitz eines Männerstuhls, wie gewohnt, heruntergeschlagen worden, weil einer sich setzen wollte, und außerhalb der Kirche mag eine erhitzte Phantasie diesen Ton wohl für einen fernen Schuß aufnehmen. Alles stürzte aus der Kirche heraus, wo ich dann den Leuten die Sache erklärte und ihnen Ruhe und Stille empfahl. Als ich wieder abtreten ließ, baten die Schildwachen, ich möchte doch um mehrerer Sicher-

heit willen anstatt zwei Mann vier hinstellen. Noch stand ich außerhalb der Kirche, da kam jammernd der zur Bedienung meiner Krieger (honny soit qui mal y pense) bestellte Mann und klagte, er habe soeben die Tafse voll Wein abgestellt und den Leuten gesagt, die Verteilung werde nun vor sich gehen, da sei er aber auf die Seite gestoßen worden, die Leute bedienen sich selbst und einige saufen ganz lästerlich. Ich zog den Degen, trat in die Kirche und rief: „Wacht raus ins Gewehr!“ So gleich riefen einige: „Die Straußen!“ und alles kam in greulichem Tumult herausgestürmt, und ich ließ nun die Gewehre sämtlich außerhalb der Kirche aufstellen, verdoppelte die Schildwachen, und da mittlerweile Ott sich wieder eingestellt hatte, so sandte ich ihn mit einem Dutzend Männer auf Patrouille aus. Den übrigen konnte ich das Saufen nicht verwehren; denn jeder sagte, er habe noch kein oder erst ein Glas getrunken. „Seid nur ruhig, Herr Hauptmann, es geht ganz ordentlich zu, wir verstehen uns miteinander in aller Güte.“ Dann erschallte wieder ein Lied aus dem christlichen Gesangbuch, dazwischen auch „In des Waldes düstern Gründen“ oder ähnliches; zuweilen erhob sich ein ungeheures Gezänke, indem die Wehntaler denen vom See vorwarfen, sie seien am Morgen zu spät gekommen, und die vom See behaupteten, die andern haben sie nicht berichtet. Es ging wirklich in der Kirche so laut zu, daß die Nachbarn unruhig wurden. Ott hatte geraten, ich solle durch meine Bewaffneten die Wehntaler einfacherweise aus der Kirche jagen lassen. Allein ich fand es besser, sie hier gleichsam eingesperrt und unter meinen Augen zu behalten, als sie in der Stadt herumlaufen zu lassen, und überdies, wenn die Bewaffneten sich weigerten, jene auszutreiben, so war ich entweder doppelt kompromittiert, oder ich mußte meine ganze Armee entwaffnen lassen, und die letztere Eventualität, an die ich allerdings dachte, als ich die Gewehre außerhalb der Kirche aufstellen ließ, über-

haupt alles Aufsehenerregende wollte ich vermeiden und glaube auch zur Stunde noch wohl getan zu haben. Hingegen habe ich sehr gefehlt: 1. daß ich keinen Offiziershut aufsetzte. Allerdings hatte ich keinen zu Hause; aber jeder Hutmacher hätte mir einen geliehen; 2. daß ich meine Mannschaft nicht aufzeichnete, wozu es an Zeit nicht fehlte. Allerdings hatte ich die Brieftasche absichtlich zu Hause gelassen, allein einen Bogen Papier und einen Bleistift konnte ich mir aus dem Spital holen lassen. Warum unterließ ich es? Das fröhliche Herumschwärmen der vorigen Nacht und die Eindrücke des Tages hatten mich ermüdet, und ob schon ich den Wein gleich Gift geflohen hatte, so war ich in einem halb trunkenen, schlaftrigen Zustande. Auch fand ich mich, da Ott beständig patrouillierte, um wenigstens einen Teil der Leute zu beschäftigen, so ganz einsam unter diesen Leuten, daß ich zufrieden war, wenn sie drinnen in der Kirche blieben, indes ich draußen vor den Gewehren auf und nieder ging. Überhaupt fehlte mir der heitere Mut der vorigen Nacht, ob schon ich sehnlich wünschte, daß es zum Schlagen kommen möchte, und jeder Schuß (deren man hie und da einen vernahm, da aus Nachlässigkeit Gewehre losgingen oder aus Albernheit geschossen wurde) angenehm in meinen Ohren klang; aber meine Stimmung war diejenige eines sich Hingebenden und Aufopfernden und nicht die eines muntern, tatkräftigen Mannes. Seitdem, als ich Massenbachs Memoiren<sup>1)</sup> las, konnte ich ihn nicht verdammen, nur bemitleiden, daß er nicht wußte, auf welchem Ufer der Ucker er war, ob schon von einem Militär von Profession

---

<sup>1)</sup> Oberst Christian v. M., Generalquartiermeister des Fürsten von Hohenlohe, Befehlshaber der 2. preußischen Armee, die 1806 bei Jena geschlagen wurde und deren Reste bei Prenzlau (an der Ucker) kapitulierten. Die Schuld an der Kapitulation trug vorzugsweise der zwar geniale, aber nur theoretisch begabte und praktisch unfähige M.

mehr erwartet werden darf, als von einem improvisierten Landsturmhauptmann. Damals glaubte ich auch einen dritten Fehler begangen zu haben, daß ich den Befehl nicht dem gedienten und sehr gewandten Ott überließ und selbst den Leutnant vorstelle. Aber seitdem bin ich zur Überzeugung gelangt, daß entweder seine Lebhaftigkeit die Sache verschlimmert oder er sich eben auch hätte fügen und wie ich zufrieden sein müssen, förmliche Unordnungen verhütet zu haben.

Dem Zentralkomitee war berichtet worden, es gehe in der Predigerkirche laut her, und um Mitternacht erschien eine Deputation, bestehend aus dem wackern Pfarrer N. von N. und einem Landmann, der eine sehr devote und feierliche Miene machte, den ich aber seitdem als einen Erzspitzbuben kennen gelernt habe. Vor der Türe sagte mir der Pfarrer: „Wie gehts drinnen?“ Antwort: „Sie sind alle voll.“ Er: „Wie stehts mit dem Gehorsam?“ Ich: „Nicht übel, die drinnen befehlen, ich gehorche.“ Er: „Das muß für einen so eifrigen Militär, wie Sie sind, sehr angenehm sein. Woher sind die Leute?“ Ich: „Die einen „vom See (ich nannte die Gemeinden); dann sind aber ein paar „verfluchte Buben aus dem Wehntal dabei, die man mir aufgesalzen hat. Könnte man die nicht anderswo unterbringen?“ Wir traten in die Kirche, der Pfarrer und sein Begleiter mit entblößten Häuptern. „Gott grüß Euch, christliche Freunde.“ Keine Antwort, und unentwegt blieben die resp. Kopfbedeckungen. „Wir sind Abgeordnete des Zentralkomitee.“ Ich habe Preußen und Österreicher exerzieren sehen, aber nicht viel rascher ward vor ihnen aufs Kommando eingeschultert, als jetzt auf das Zauberwort die Hüte meiner Heldenchar in einem Tempo heruntergerissen wurden. Noch auffallender war mir aber die Veränderung in den Gesichtszügen und der Haltung, alle hielten die Köpfe in die Höhe und richteten die Augen andächtig gen Himmel, wie zur Anhörung der Predigt. „Wir haben,“ begann

nun der Pfarrer\*)<sup>1)</sup> „einen schönen Tag erlebt, liebe Freunde; „die gerechte Sache hat gesiegt, und diesen Sieg verdanken wir „nächst Gott Eurer Mannhaftigkeit und Euerm christlichen Mute.“ (Ich besorgte, meiner Mannschaft möchte über dem Kompliment eine Schamröte ins Gesicht steigen; aber ich überzeugte mich, daß sie sich dasselbe im Gegenteil in Gnaden gefallen ließ.) „Schön habt Ihr diesen Tag begonnen, und ebenso schön „gedenkt Ihr denselben zu beenden, wozu Euch schon der Auf- „enthalt an heiliger Stätte und die Nähe der für ihren Glauben „Gefallenen ermahnen muß, durch ein christliches, friedfertiges „Betrachten unter einander, durch willigen Gehorsam gegen Eueren „würdigen Anführer (der der einzige in der Versammlung war, „der den Hut auf dem Kopf behielt und dazu ein sehr miß- „vergnügtes Gesicht machte), der (mit erhöhter Stimme) das un- „bedingte Zutrauen des Zentralkomitees genießt, und dann auch „durch mannhafte Tapferkeit im Kampf für Euren Glauben. „Es hat zwar nicht den Anschein, fügte er beschwichtigend hinzu, „daß noch Gefahr vorhanden sei. Nach allen Berichten, welche „dem Zentralkomitee (dieses Wort ward immer sehr gedehnt aus- „gesprochen, wie z. B. Seine Majestät, und erregte auch jedes- „mal bei der Versammlung ein mouvement de curiosité) zuge- „kommen sind, läßt sich hoffen, die Nacht werde ruhig verstreichen, „indessen ist Wachsamkeit immer zu empfehlen.“ Pause.

„Ihr, werter Freund, gehört wohl zu den wackern Männern „vom Zürichsee, die heute so entscheidend zum Sieg mitgewirkt „haben.“ „Ja, wohlehrwürdiger Herr, es ist ganz richtig, ich „bin wirklich von Rüznacht.“ „Und Ihr, nach der Kleidung zu

\*) Anm. des Verfassers. Daß allenthalben, wo ich andere oder mich selbst redend einführe, ich mit möglichster Genauigkeit verfare, darf ich des Bestimmtesten versichern. Uebertriebungen habe ich mir so wenig erlaubt, daß ich im Gegenteil, wo ich nicht ganz meinem ziemlich guten Gedächtnis traue, das eine und andere wegfallen ließ.

<sup>1)</sup> Es war Pfarrer Joh. Kasp. Neutlinger von Mettmenstetten, \*1792.

„urteilen, kommt aus der untern Landesgegend. Das ist brav, daß man uns auch von dorther zugezogen ist.“ „Ja, hochgeehrter Herr, ich bin sonst nur von Wehach.“ „Ach, von Wehach, wie befindet sich Euer würdiger Herr Pfarrer?“ „Er ist gottlob recht wohl, ich weiß nichts anderes“ (seitdem haben ihn seine Schäfchen mit Injurienprozessen so zur Desperation gebracht, daß er an eine andere Pfarrre gezogen ist). „Ja, ja, man sieht Euch an, daß Ihr einen weiten Weg gemacht habt, und da ist dann so braven Leuten auch einige Erholung zu gönnen und einige Erfrischung. Ich denke aber, man wird es am Nötigsten von Speise und Trank, soweit es die Umstände erlauben, auch nicht haben ermangeln lassen.“ Alle durcheinander: „Ja, ja, wir können nichts sagen, wir haben unsere Sache recht bekommen.“ „So, so, das ist gut, das freut mich, das war auch die Absicht und der Wille des Zentralkomitees, und es wird auch ganz überflüssig sein, Euch zu bemerken, daß man sich versichert hält, es werde von so wackern Streitern auch immer das gehörige Maß beobachtet werden, besonders im Trinken, damit jeder imstande sei, den Befehlen des Anführers . . .“ Langsam Schrittes trat in diesem Augenblick ein großer, alter Kerl vor den geistlichen Herrn, sah ihm, wie es Besoffene zu tun pflegen, steif ins Gesicht und hielt folgende Rede: „Das ist gerade, was ich sagen wollte, wohlehrwürdiger Herr, der Wein mocht lose Leute, und stark Getränke macht wilde. Wer das tut, ist nimmer weise. So heißt es in den Sprüchen Salomonis im 34. Kapitel,<sup>1)</sup> und ich sage ferner, wie sollen wir imstande sein, unserm Hauptmann — ich will sagen unserm Herrn Oberst (dieser Titel war mir gleich nach dem ersten Schluck Wein gegeben worden) zu gehorämen, und beim Militär, ja, da muß man gehorämen, das habe ich sagen wollen.“ dann drehte sich der Kerl um und ging wieder lang-

---

<sup>1)</sup> Bgl. S. 50.

samen Schrittes nach seinem Stuhl zurück. „So, so, hm, hm,“ antwortete mein geistlicher Herr, und ich hatte meine fürstliche Freude, ihn für einen Augenblick aus dem Sattel gehoben zu sehen. Aber bald hatte er ihn wieder gefunden: „Obſchon in Zeiten der Gefahr Wachſamkeit immer lobenswert ist, so darf nach ſolchen Anſtrengungen, wie die heutigen, dem Leib die nötige Ruhe auch vergönnt werden, und ich glaube, Ihr dürſet Euch ganz getroft ein wenig dem Schlaf überlaſſen.“ „Ja, ja, das wollen wir tun,“ ſagten einige gähnend, ohne die Hand vor den Mund zu halten. „Und ſo wünsche ich Euch eine ruhige und gute Nacht.“

Dem geistlichen Herrn mochte mein Triumph über seine momentane Verlegenheit nicht entgangen fein; denn die Revanche blieb nicht aus. Als ich ihn aus der Kirche begleitete, wandte er ſich unter der Türe noch einmal um und ſagte zu mir: „Ein herrlicher Tempel, diese Predigerkirche — und ſo geräumig. „Wir erwarten noch 6—800 Mann aus dem Bezirk Hinwil.“ „Ich mag ſie nicht,“ unterbrach ich ihn mit einem derben Fluch. Lächelnd drückte er mir die Hand und zog ſeines Weges.\*)

Diese drollige Szene hatte mich wieder in eine ganz heitere Stimmung verſetzt, und meine Zufriedenheit vermehrte ſich, als ich bemerkte, daß in der Kirche allmählich eine Stille eintrat und männlich ſich dem Schlaf überließ.

Allenthalben, wo es laute Auftritte oder Unordnungen gibt, bemerkt man nur die Wühler und überſieht die Stille und Ordentlichen. Ich bin der Wahrheit das Zeugniß ſchuldig, daß die Betrunkenen meist ältere Männer waren, wovon allerdings

---

\*) Ann. des Verfassers. Diesen grundbraven Mann ſah ich voriges Jahr (1842) und fragte ihn, ob er wiffe, wie in den Sprüchen Salomons, Kap. 34, der Anfang laute. Er verſtand mich nicht, und als ich ihn an jene Nacht erinnerte, verſicherte er, daß meiste vergessen zu haben. „Dort wünsche ich Sie nicht mehr zu treffen,“ meinte er.

einige gemeine Kerle, namentlich unter den Wehntälern (wovon einige offenbar nicht zu unserer Partei gehörten, sondern in feindseligen Absichten nach Zürich gelaufen waren), andere aber ganz ordentliche Leute, die gar nicht übermäßig getrunken, sondern nur um sich Mut zu machen (denn viele fürchteten sich ganz erbärmlich) ein Glas hinabgestürzt hatten. Daneben fanden sich etliche jüngere Männer, auch einige ganz junge Bursche dabei, mit ehrlichen, offenen Gesichtern, welche nüchtern blieben, stets sich in meiner Nähe hielten und zu jedem Dienst bereit waren. Von diesen braven Männern ist mir einzig der Name des Sigristen Isler von Erlenbach in Erinnerung geblieben. Ich hatte im Anfang auch darin gefehlt, daß ich zu den Patrouillen Freiwillige aufrief. Da gingen dann die Besten fort, und die Zaghaften und Liederlichen blieben zurück. Später ward die Sache besser angestellt, indem ich sie nach der Zugeinteilung aussandte, doch wußten einige sich jedesmal von diesem Dienst zu eximieren und blieben mir permanent auf dem Halse. Hätte ich ein Verzeichnis gemacht, so wäre dieser Übelstand weggeflogen, und überdies wäre es mir möglich geworden, eine Auswahl zu treffen, mir die Guten und die Schlechten vorzumerken, was um meines kurzen Gesichtes willen umso nötiger war.\*)

Etwa um drei Uhr früh kam die Stabsronde. Die Parole

---

\*) Anm. des Verfassers. Nichts von dem, was ich versäumt habe, hat Oberstlieut. Nüseler unterlassen Als er am Morgen mit Gewehr und Patronetasche ins Stadthaus kam und er gebeten ward, einen Zug der Bürgergarde zu übernehmen, erbat er sich vier Minuten, um nach Hause zu gehen, und als drei Minuten verstrichen waren, stand er im Offiziershut und mit dem Degen an der Seite vor seiner Mannschaft. Und als er nun das Verzeichnis derselben verlangte und ihm bemerkt ward, es sei eines da, aber es müsse im Stadthause bleiben, erbat er sich zwei Minuten Frist, um es abzuschreiben. Doch mußte, wenn ich nicht sehr irre, auch er bei den von Lieutenant Weinmann kommandierten Herrsbergern, wenn sie, wie ich glaube, am Abend ihm zugeteilt worden sind, im einen und andern ein Auge zudrücken.

war: Hürlimann, das Lösungswort: Zürich. Als ich sollte ins Gewehr rufen lassen, sagte ich zu Oberst Ziegler: „Sie schlafen so sanft, o laß sie schlafen; sie sind so gut, wenn sie schlafen.“ „Nein, nein,“ lachte er, „du wirst sie doch dürfen sehen lassen.“ Auf den Ruf ins Gewehr erschienen nur wenige. Ziegler trat in die Kirche. Da erschien wieder der nämliche Kerl, der die Sprüche Salomons zitiert hatte, und fragte, ob es wahr sei, daß man den Sulzberger gefangen habe, und was man mit ihm anfangen werde. Ziegler gab ihm kurze Antwort. Vor der Türe sagte ich ihm, ich sei zum Obersten avanciert. „Du hast ein schönes Bataillon,“ erwiederte er lachend, dankte mir aber, dieses Kommando übernommen zu haben, und erzählte mir, daß es ihm hernach gelungen sei, auch für die in den andern Hauptkirchen untergebrachten Leute Kommandanten zu finden; im Grossmünster befahlte Oberstlieutenant Hans Landolt,<sup>1)</sup> im St. Peter Oberstlieutenant Heinrich von Orelli, im Fraumünster Hauptmann C. Fäsi von der Torgasse.<sup>2)</sup>

Ungefähr um vier Uhr erwachten allmählich meine Leute, kamen auf den Platz heraus und waren jetzt ganz ruhig und fittsam. Ich ließ mich mit ihnen ins Gespräch ein und fand auch jetzt wieder, daß eine, wenn auch kleine Zahl, gar wohl wußte, wofür sie am Aufstand teil genommen hatten. Wenige kurze, bescheidene Äußerungen deuteten mir an, daß es Leute von echt christlicher Gesinnung waren, und zu meiner innigen Freude waren diese meist jüngere Männer; die Alten aber schwatzten abenteuerliches Zeug und brachten eine solche Menge Begehren zum Vorschein, daß ich der neuen Regierung im voraus zu dem Geschäfte Glück wünschte, all diesen Kram zu erleben und leidentlich sich aus der Affäre zu ziehen. Originell fand

---

1) Hans Landolt, \* 1779.

2) Kaspar Fäsi, \* 1803.

ich diese Äußerung: „. . . . dann per se das Veto — nu — das haben wir uns jetzt wirklich genommen.“ Bei einigen hatten sich auch die Begriffe von Straßen und von Reichen so ziemlich als gleichbedeutend festgesetzt wegen der Verachtung, womit von den Dorfmagnaten auf die armen Leute herabgesehen wird.

Als der Tag anbrach, kam Herr Zeller<sup>1)</sup> aus dem Bierhaus und brachte mehrere Körbe voll Brot, das ich den Leuten austeilte und wofür sie sehr freundlich dankten. Überhaupt kamen sie mir jetzt ganz anders vor, als in der Nacht; alle ganz ordentlich und bescheiden.

Die Würde, welche ich in dieser Nacht bekleidet habe, hat mich einigermaßen instand gesetzt, meine Ideen über Landsturm zu berichtigen und ins Klare zu bringen. Ich bin weit entfernt, denselben unbedingt zu verwerten; aber entscheidende Resultate möchte ich nie von ihm erwarten. Ausnahmen, wie sie das herrliche Tirolervolk gezeigt, können nicht als Regel dienen. Der Landsturm sollte in der Regel als dasjenige, was man heutzutage unter Bürgergarde versteht, angesehen und angewendet werden, für Handhabung der Polizei, Eskortierung von Gefangenen, von minder wichtigen Transporten aller Art, kurz, für solche Dienstleistungen, für die es gleichsam schade ist, eine exerzierte, disziplinierte Truppe zu verwenden. Und einzig in dem Falle, wo die Stimmung der Volksmasse sehr gut und das Terrain sehr günstig ist, würde ich den Landsturm auch zur Landesverteidigung verwenden. Nach diesen Grundsätzen ist in einigen Landesteilen der preußischen Monarchie im Jahr 1813 der Landsturm auf ersprießliche Weise benutzt worden. Wesentlich aber ist die Einteilung in kleine Abteilungen, z. B. Kompanien von 50 Mann, angeführt von Gemeindevorstehern; Bataillone von 300 Mann, angeführt von ältern Herren, Guts-

---

<sup>1)</sup> Seidenfärbere Johannes Z., im nahegelegenen Niederdorf wohnhaft, \*1777.

besitzen, Militärs oder beliebten Beamten; dann ein Feldzeichen, Binde um den Arm und eine Nummer von Papier auf den Hut oder etwas ähnliches, dessen Ablegung als Verrat (einer der Landsturmssprache sehr geläufigen Bezeichnung) verboten ist, und keinerlei Exemption für Begüterte und Angehörige. Denn sobald alle Klassen gemischt sind, kommen viel weniger Unfugen auf, weil unter Böswilligen nichts verabredet werden kann, ohne daß es sogleich entdeckt wird. Den Landsturm ins Gefecht zu führen, ist aber jederzeit ein desperates Mittel. Wenn man sieht, wie ungewahrsam die Leute mit geladenem Gewehr umgehen, wie jeder entfernte Schuß sie alarmiert und Konfus macht, wie jedes dumme Gerücht von ihnen als Wahrheit angenommen, wie allenthalben Verrat von ihnen gewittert wird, so darf man sich verwundern, wenn ein Landsturm so glücklich abläuft, daß nicht einige Führer diese Ehre mit dem Leben bezahlen müssen.

Meiner Verpflichtung zufolge übergab ich etwa um 6 Uhr das Kommando an Ott. Als ich bei der Grossmünsterkirche vorbeiging, stand Landolt vor der Türe, er war mit seiner Mannschaft (meist Wädenswiler) recht wohl zufrieden. Um 8 Uhr war ich nach Vorschrift auf der Bank, und die Geschäfte wurden in gewohnter Weise wieder begonnen. Auf der Straße gab es Lärm; über die Brücke kam ein Volkshaus, in dessen Mitte ein Arrestant von etlichen Bürgergardisten eskortiert wurde. Es war der Oberstleutnant Staub.<sup>1)</sup> Die Sache ist verschiedentlich erzählt worden. Das wahrscheinlichste ist, daß er sowohl als die bei ihm einquartierten Bauern besoffen waren, daß er ungeschickterweise mit diesen ins Politisieren sich einließ und ihnen drohte, daß diese den Reifhaus nahmen und Lärm machten, daß dann ein Tumult vor dem Hause entstand,

---

<sup>1)</sup> S. Jakob Staub, \*1806.

Volk ins Haus drang und mit Not grobe Exzesse verhütet, einzelne Entwendungen leider nicht abgewendet werden konnten. Staub erhielt nun zu seiner eigenen Sicherheit, so lange der Landsturm in der Stadt war, Zivilarrest.

Einige Stunden später an diesem Morgen des 7. September war dann unter unsren Fenstern das ausgezeichnete Schauspiel der großen bewaffneten Volksversammlung, worauf die Gewehre ins Zeughaus zurückgegeben und die Leute nach Hause entlassen wurden. Die Offiziere führten sie bis außerhalb der Stadt und dankten sie daselbst ab. Als Ott seinen Zug an der Meise vorüberführte, sahen mich einige, grüßten und schwangen ihre Hüte. Er war mit ihnen recht wohl zufrieden. Die Wehntaler waren schon vorher bis an wenige fortgegangen, und die nicht gehen wollten, hatte er ohne weiteres fortgeschickt.

Die Zahl der aus dem Zeughaus ohne irgend eine Kontrolle abgegebenen Gewehre einschließlich der in der Kaserne gewaltsam weggenommenen, stieg an die zwölftausend. Daz̄ diese alle bis an acht Stück zurückgestellt worden sind, verdient Anerkennung. Wie sie ausgesehen haben, ist eine andere Frage, worauf füglich geantwortet werden durfte: Es geht in den Herbst.

Der Vorfall mit Oberstleutnant Staub und die Auftritte auf der Forch, wo eine Menge Leute teils als Sauvegarde für das Eigentum des irrtümlichen Mörders von Hegetschwäler, teils infolge der Einladung des für sein Leben zitternden Wirts voll auf aßen und tranken, ohne daß man ihnen eine Uerte abzuverlangen wagte, sind die einzigen Flecken des 6. Septembers, die den Unsfrigen zur Last fallen.

Am Samstag Nachmittag zogen die ersten von der provisorischen Regierung einberufenen Truppen ein, der Hauptmann und die Hälfte der Compagnie Radikale, der Feldweibel und die andere Hälfte Gutgesinnte. Abends war in der Stadt kein Landstürmer mehr, die Straßen waren wie ausgestorben. Ich

legte mich zeitlich zu Bett, als mich ein halbes Dutzend rasch aufeinander folgender Schüsse schon um 10 Uhr herausjagten. In der Straße zu Stadelhofen war ein verworrener Lärm; ich eilte mit geladenem Gewehr hinaus und traf auf Spöndli und Präsident Zeller<sup>1)</sup> im Riesbach, wovon der erstere sehr erhitzt war und meinte, es sei ein Mordanschlag gegen Antistes Füzli, der in Hottingen wohnt, im Werke. Ich schlug ihm vor, uns sogleich hinaus zum Antistes zu verfügen und, wenn etwas Unrichtiges sei, das bewaffnete Volk zu vereinigen und einstweilen anzuführen. Diese Promenade war sehr interessant; in allen Häusern der Neumünstergemeinde war Licht, und eine Menge Bewaffneter raunten umher und schrien: „Wer da?“ „Gut Freund!“ „Nein, du mußt sagen Patroll.“ „Das Lösungswort.“ „Nein, du mußt nicht rufen, sondern der Korporal.“ „Mach fertig, aber spann den Hahnen nicht.“ „Wož Hagel, ich hab ihn gespannt“ usw. Da wir das Lösungswort nicht hatten, so riefen wir: „Patroll des Zentralkomitee“, und so ließ man uns passieren. Unweit der Wohnung des Antistes stießen wir auf eine Patrouille des Militärs, von dem obigen Hauptmann Zangerer selbst geführt, die uns anrief. Spöndli gab sich ihm zu erkennen und ersuchte ihn um Mitteilung des Lösungsworts, worin derselbe auch die Güte hatte zu entsprechen. Wahr ist es übrigens, daß Zangerer obwohl ein Radikaler seitdem an den gemeinen Umtrieben der radikalen Offiziere wider Ziegler keinen Teil genommen und bewiesen hat, daß er auf Offiziersehre hält. Des Antistes Wohnung fand sich durch seine Getreuen stark bewacht. Indes Spöndli und Zeller hineintraten, blieb ich vor dem Hause stehen, wo die Wächter sich in oben angedeuteter Weise im Wach- und Patrouillendienst belehrten. Der ganze Lärm war durch den Dragonerleutnant Weber von Dürnten veranlaßt worden, der

---

<sup>1)</sup> Es sollte vermutlich heißen: Präsident Bleuler-Zeller.

sich noch infolge seines guten Gewissens in der Stadt versteckt gehalten und jetzt beim nächtlichen Nachhauseritt das Unrufen eines Wachtpostens gar nicht oder, wie andere erzählen, mit einem PistolenSchuß beantwortet hatte und davongejagt war.

In der Nacht vom 8. auf den 9. gab es ebenfalls einen Alarm. Es hieß, die Radikalen rücken von Baden an beiden Limmatufern herauf. Ein ehrlicher Mann bezeugte, mit eigenen Augen eine Kolonne mit zirka 300 Bewaffneten (vielleicht vom Monde beleuchtete Nebstidol?) gesehen zu haben. Zum ersten und letzten Mal in diesen Tagen der Unruhe ließ man nun einige Kanonen auffahren, welche aber noch in der Nacht, sobald der Lärm sich legte, sogleich wieder ins Zeughaus verwahrt wurden.

---